DAN SHOCKER's

Macabros



BJÖRN HELLMARK

Nr. 8

DM 1.-

Österr. S 7.50, Schweiz Fr. 1.30
Schweden Kr 2.– inkl. ams
Italien L 300, Spanien Pts 28
Printed in Germany

Die Geister-Höhlen



Nr. 8

Die Geister-Höhlen

Der Mann war alt.

Er saß gebeugt an einem klapprigen Tisch, dessen Fläche von einer einsamen Lampe hell beschienen wurde. Rundum lag das Zimmer im Dunkeln. Morton Clinch schien kaum zu atmen. Sein zerknittertes Gesicht war wie in Stein gemeißelt.

Vor dem Alten lag ein modrig riechendes, uraltes Buch, darüber glitzernde Steine, die zu seltsamen Formen zusammengelegt waren wie ein Mosaik.

Clinch wußte: diese Nacht würde ihm entweder Erfüllung bringen oder den Tod.

Seine Hände lagen zu Fäusten geballt neben dem alten Buch.

Dann bewegte er die Lippen.

»Lange habe ich auf diese Stunde gewartet.« Zäh wie Blei tropften die Worte über seine Lippen und erfüllten den dämmrigen Raum, in dem eine eigenartige Spannung herrschte. »Jahre meines Lebens habe ich geopfert. Freunde und Bekannten habe ich verloren, keiner mehr wollte mit mir etwas zu tun haben, denn alle hielten sie mich für verrückt. Aber nun werde ich ihnen beweisen, daß ich recht hatte. Ich werde Macht haben. Ich werde reich sein. Denn jetzt kenne ich seinen Namen.«

Er schreckte zusammen. Es wurde ihm bewußt, daß er mit sich selbst sprach.

Er schluckte. Die Schatten seitlich schienen sich zu bewegen wie selbständige Wesen, die aus einem endlosen Schlaf erwachten.

Er preßte mehrmals die Augen zusammen und starrte dann mit klarem Blick auf die schimmernden Steine. Es kam ihm so vor, als würde deren Feuer intensiver. Es waren nur Kristalle, aber sie blendeten ihn wie Edelsteine.

Clinchs Blick richtete sich in eine unwirkliche Ferne. Er wußte mehr als alle anderen Menschen zusammen. Wie er hatte keiner die Welt der Finsternis, das Reich des Bösen erforscht. Er kannte die Namen der Dämonen. Er wußte, daß zahllose Menschen dem Satan dienten. Aber die für ihn tätig waren, hatten nicht immer das Glück, auch all das zu bekommen, was ihnen eigentlich für ihre Dienste zustand.

In der »Chronik der Totenpriester«, die er vor sich liegen hatte, war dies alles vermerkt. Er wußte, daß manche, die sich verkauften, hintergangen wurden, ohne daß sie es bemerkten, und daß sie eines Tages für kleine Annehmlichkeiten mit dem Leben bezahlen mußten.

Auch er würde diesen Preis zahlen müssen. Aber für einen höheren Gegenwert. Darin lag der große Unterschied.

Die »Chronik der Totenpriester« steckte voller Rätsel.

Clinch glaubte, das größte Rätsel gelöst und den Namen des höchsten Priesters gefunden zu haben, der in der mysteriösen

Geschichte der versunkenen Insel Xantilon die entscheidende Stellung einnahm.

Zu jener Zeit, als Atlantis in hoher Blüte stand, als das legendäre Drachenreich Mu bereits als »uralt« bezeichnet werden konnte, kam es auf der Insel Xantilon zu einer schweren Auseinandersetzung zwischen zwei Priesterkasten. Die eine diente ihrem Gott und hoffte, ewiges Leben zu erringen. Die andere ließ sich mit den Dämonen ein und wollte schnell zu Macht kommen. Zwei Interessen prallten aufeinander und verursachten die Katastrophe: Xantilons Untergang.

Der Name des obersten Dämonenpriesters war nirgends genannt. Ein großes Geheimnis umgab diese mythische Gestalt. Seine Verehrer und Diener, die schon seit Äonen mit ihm zusammen waren, hielten seinen Namen geheim.

Und doch es gab einen Schlüssel zu diesem Namen. Zwei Jahrzehnte hatte Clinch gebraucht, soweit zu kommen, daß er es riskieren konnte, den Schlüssel anzuwenden.

Er hatte den Namen zusammengesetzt wie ein Puzzle.

Morton Clinch umfaßte das Buch von beiden Seiten. Sein Blick schweifte ein letztes mal über die mosaikartig zusammengesetzten Steine. Wenn man genau hinsah bildeten die dunkleren, rotschimmernden Kristalle ein verzerrtes »M«, darüber schwarzblaue, fein geschliffene Kristalle in Tropfenform, die auf dieses seltsame »M« herabzuregnen schienen.

Am Kopfende des Tisches stand ein kleines Messinggefäß, in das ein blutroter Stein eingelassen war.

Alle Vorbereitungen waren getroffen.

»Molochos!«

Er nannte den Namen laut und deutlich.

Jetzt mußte etwas passieren.

Und es passierte.

Wie eine kleine Explosion hörte es sich an. Die verriebenen Kräuter, die er in dem kleinen Messinggefäß zurechtgelegt hatte, fingen Feuer.

Ein geheimnisvoller, scharfer Geruch stieg in seine Nase, als die Kräuter verbrannten. Er achtete genau auf den Vorgang. Er mußte den Augenblick erwischen, in dem die Flammen, die von unsichtbarer Hand entzündet wurden, ein letztes mal lodernd aufflackerten.

Hellgelb schlugen die Flämmchen aus dem kleinen Behälter, wurden doppelt so groß.

»Molochos, ich rufe dich!«

Dies war der zweite Schritt.

Die Flammen erloschen. Die Steine begannen stärker zu glimmen und das Rot der Kristalle, die das »M« bildeten, wirkte wie zähflüssiges Blut, das langsam zu pulsieren begann.

»Molochos, komm!«

Die Luft flimmerte, als fege eine mächtige Hitzewelle durch das bescheiden eingerichtete Zimmer, in dem nur die notwendigsten Einrichtungsgegenstände vorhanden waren.

Das Dunkel um Morton Clinch verstärkte sich. Dann spaltete ein Blitz die Finsternis und schlug in seinen Schädel ein.

Ein entsetzlicher Schrei, als würde jemand lebendig an einem Spieß gebraten.

»Du hast gerufen.«

Der Gast war gekommen, ohne daß er den Weg durch die Tür genommen hätte.

Er stand neben dem Tisch, und Morton Clinch erstarrte zur Salzsäule. Er war auf die Begegnung mit einem Boten der Hölle gefaßt, und doch glaubte Clinch, daß ihm das Herz stehenbliebe.

*

»Du hast gerufen!« wiederholte die Stimme.

Morton Clinch richtete den Blick auf die Erscheinung.

Sie ragte wie ein Felsklotz vor ihm auf.

Die Augen lagen tief unter buschigen Brauen. Das Gesicht war umschattet und hatte satanische Züge.

»Du bist Molochos?« flüsterte der Alte. Er stand gebückt, als laste ein Zentnergewicht auf seinen Schultern.

»Nein, der bin ich nicht.«

Die Lippen waren schmal, ein dunkler Strich in dem harten, dreieckigen Antlitz.

»Wer bist du dann?«

»Ein Helfer von Molochos.«

»Aber ich habe ihn selbst gerufen. Was habe ich falsch gemacht?« Er wies auf das alte Buch. »Ich bin genau nach der Schrift verfahren.«

Ein leises Lachen war die Antwort. »Es ist nicht die Originalschrift. Es ist ein sehr altes Buch. Aber eine Übersetzung. Da kann einiges falsch sein, was Sie für richtig gehalten haben, Morton Clinch.«

Dem perlte der Schweiß auf der Stirn.

Morton Clinch wußte, daß ein Fehler alles verändern würde.

»Ich habe mit Molochos gerechnet, mit niemandem sonst. Was kann ich besser machen?« Flehentlich betrachtete er den Besucher in dem schwarzen Umhang mit dem spitzen rotseidenen Kragen. »Ich will dienen, aber nicht umsonst. Ich werde Molochos’ Gesetze befolgen. Deshalb habe ich ihn überhaupt gerufen.«

»Du kannst haben, was du willst«, sprach der Dunkle. »Molochos braucht immer Diener. Beweise deine Treue, deine Anhänglichkeit, und Molochos wird kommen.«

Clinch kaute auf seiner Unterlippe herum. Sein Blick wirkte unstet. Er machte den Eindruck eines Betrunkenen und trat wie ein Pennäler, der auf dem Klo beim Rauchen erwischt worden war, von einem Bein aufs andere.

»Werde ich reich sein?« fragte er mit dumpfer Stimme.

»Du wirst den Reichtum haben, den du willst.«

»Es wird keine Probleme für mich geben?«

»Nicht, wenn du dir nicht selbst welche bereitest«, lautete die geheimnisvolle Antwort.

»Was soll ich tun?«

»Molochos will dich prüfen.«

»Dann nenn mir die Spielregeln.«

»Dreh dich um, Morton Clinch, wirf einen Blick auf die Wand hinter dir!«

Clinch gehorchte. Aus dem Nichts entstanden Bilder.

Er glaubte, daß die Wand durchsichtig wurde und er in das Zimmer dahinter sehen konnte. Aber nicht ein Zimmer des Nebenhauses. Es war ein Raum in einem Haus irgendwo in der Stadt. Gut eingerichtet mit wertvollen Möbeln. Bilder an den Wänden. Originale.

Wie in Trance trat Clinch zwei Schritte vor. Aber das Bild kam nicht näher. Es blieb in gleicher Entfernung vor ihm.

Der Bote der Hölle oder der Dämonen zeigte ihm etwas, um seine Erklärung zu unterstützen.

Ein Mann kam von der Seite in das Zimmer. Er trug eine dunkle Hose, ein offenes weißes Hemd. In der Rechten hielt er eine Whiskykaraffe, in der Linken ein Glas. Er ließ sich auf die weichgepolsterte Couch sinken, goß das Glas fast halbvoll und nahm einen kräftigen Schluck des eisgekühlten Getränks.

Morton Clinch sah den Fremden ganz dicht vor sich, und er hatte das Gefühl, wenn er die Hand ausstreckte, könnte er ihn berühren.

Der Mann in der fremden, guteingerichteten Wohnung war höchstens Mitte Vierzig. An den Schläfen war er leicht ergraut. Eine stattliche, kräftige Erscheinung mit klugen Augen und einem energischen Kinn. Der Prototyp des Managers, der eine erfolgreiche Karriere hinter sich hatte.

»Wer ist der Mann? Was habe ich mit ihm zu tun?« fragte Clinch.

»Er befindet sich in diesem Augenblick in seinem Apartment in der Fifth Avenue, Morton Clinch. Sein Name: Reginald Dickson. Er soll in drei Tagen nach Genf fliegen. Im Hotel Alpenrose wird er untergebracht sein. In dem Hotel findet einen Tag später ein Empfang statt. Einflußreiche Leute werden zusammenkommen, um über wichtige Geschäfte zu sprechen, Morton Clinch.«

»Alles schön und gut«, nickte der Alte. »Und was habe ich damit zu

tun?«

»Beweisen Sie Molochos Ihre Ergebenheit. Sie sollen verhindern, daß Reginald Dickson dort ankommt, wo man ihn erwartet. Töten Sie ihn! Das ist Molochos' Wunsch.«

*

»Das ist einfacher gesagt als getan!« schrie er. »Womit? Mit Gift? Einem Dolch? Einer Schußwaffe?«

»Das ist nicht mein Problem, Morton Clinch. Verhindern Sie, daß er in Genf ankommt. An seiner Statt – werden Sie reisen. Als Reginald Dickson. In unserem Auftrag.«

»Ich verstehe nichts, ich…«, Clinch war überfordert, man sah es ihm an.

»Sie werden Dicksons Rolle übernehmen. Sie werden aussehen wie er, werden seine Kleider tragen, seine Wohnung beziehen. An Ihrer Statt – wird Reginald Dickson hier in Ihrer Wohnung tot aufgefunden werden und wie Morton Clinch aussehen.«

»Aber das ist mir zu kompliziert.«

»Es ist einfach. Sie mißtrauen Molochos? Dann zweifeln Sie auch an seiner Macht. Wie vereinbart sich das mit Ihren Wünschen?«

»Ich weiß nicht, ich…«

Er zuckte die Achseln, starrte mit brennenden Augen auf den dämonischen Besucher mit dem kalten, unmenschlichen Blick, in dem kein Funke Güte und Wärme zu entdecken war.

»Der Austausch seiner und Ihrer Persönlichkeit kann erst stattfinden, wenn Sie Ihren Auftrag erfüllt haben und Dickson nicht mehr lebt.«

»Was ist, wenn ich versage?«

Ein gefährliches Lachen kam von der Gestalt, die unbeweglich vor ihm stand. »Dann wird ein anderer Dickson an Ihrer Stelle nach Genf fliegen, das ist alles. Wir brauchen Sie nicht, Clinch. Sie brauchen uns.«

»Warum dies alles?«

»Sie sind sehr neugierig, das ist nicht gut. Aber eines müssen Sie noch wissen. Im Hotel Alpenrose in Genf werden Sie auf einen Mann treffen, der sich Björn Hellmark nennt. Den müssen Sie für Ihre Person interessieren.«

»Und warum?«

»Das ist nicht Ihre Sache. Kümmern Sie sich um das, was Sie unmittelbar angeht! Wenn Molochos es für richtig hält, werden Sie bestimmt weiteres erfahren.«

»Gut«, murmelte Clinch, und in seine Augen trat ein merkwürdiges Licht. »Ich werde es tun. Reginald Dickson wird sterben. Wo steht das

Apartment-Haus in der Fifth Avenue?«

»Drehen Sie sich der Wand zu, Morton Clinch. Ich werde Ihnen alles zeigen.«

Clinch gehorchte.

*

Die große Intrige begann.

Aber der Mann, den dies alles anging, hatte davon noch nicht die geringste Ahnung.

Björn Hellmark, groß, blond, aussehend wie ein junger Held, wußte zwar, daß sein Leben seit seiner ungeheuerlichen Rettung und Begegnung mit Al Nafuur unter einem schicksalhaften Stern stand, aber nur selten war er über eine Gefahr unterrichtet. Dies funktionierte nur, wenn Al Nafuur, sein geheimnisvoller Geistführer, der körperlos in einem Reich zwischen dem Diesseits und dem Jenseits existierte, Gelegenheit hatte, sich mit ihm in Verbindung zu setzen.

Al Nafuur wußte viel, er wußte vielleicht alles über Hellmarks wahres Schicksal. Aber darüber konnte oder durfte er nicht sprechen.

Hellmark hielt sich derzeit wieder in Genf auf. Nach den Ereignissen in New York, die ihm seine geliebte Carminia beinahe ins Grab gebracht hätten.

Die hübsche Brasilianerin hatte sich in einem Sanatorium in der Schweiz erholt, nachdem die erste Behandlung nach dem Schock noch in New York erfolgt war.

Rani Mahay, der Koloß aus Bhutan, war nach Indien zurückgeflogen. Dort galt es noch einige Vorkehrungen für den endgültigen Umzug nach Europa zu treffen.

Mahay und Hellmark waren Freunde geworden. Björn brauchte Helfer. Die Welt der Dämonen versuchte mit allen Tricks die Pläne zu stören, die er verfolgte.

Im Buch des Gesetzes war erwähnt, daß er einst die geheimnisvolle Welt Marlos besitzen sollte.

Wo Marlos lag und wie das alles im einzelnen geschehen sollte, davon aber hatte er nicht die geringste Ahnung. Bis zu diesem Tag suchte Hellmark die Bedrängten, die Verlorenen, die Einzelgänger. Er versuchte, sie aus den Klauen böser Mächte zu retten, und hoffte, dabei auf Gleichgesinnte zu stoßen, auf die er sich verlassen konnte, in denen das Blut der alten Rasse floß, ohne daß sie es bisher wußten.

Hellmark selbst stand im Brennpunkt der Angriffe aus dem Reich finsterer Mächte, weil er auserkoren war, Marlos, die neue Welt, aufzubauen. Von diesem Land aus sollte eine regenerierende Wirkung auf andere Länder erfolgen.

Seltsame und ungelöste Ereignisse passieren täglich. Viele

Menschen hatten keinen Blick dafür. Nicht so Hellmark.

Sein Reichtum, der aus dem Vermögen seines Vaters stammte, gab ihm die Möglichkeit, in der ganzen Welt aufzukreuzen und dort aktiv zu werden. Erkannte er, daß ein Geschehen auf das Wirken rätselhafter Mächte zurückging, schaltete er sich ein.

Ein Ruf Al Nafuurs konnte dies ebenso auslösen wie ein Bericht in dem okkulte und parapsychologische Phänomenen untersuchenden Magazin »Amazing Tales« des amerikanischen Verlegers Richard Patrick, dessen Mitarbeiter anerkannte Berichterstatter und Wissenschaftler waren.

Björn Hellmark führte an diesem Nachmittag ein Telefongespräch mit Atlanta, wo Professor Bert Merthus noch immer mit dem Buch der Gesetze beschäftigt war.

Merthus, ein alter, aber in seinem Herzen junggebliebener Mann, war Archäologe und Ethnologe. Ihm war es als einzigem gelungen, den Text des vorgeschichtlichen Buches der Gesetze zu enträtseln.

Durch seine Übersetzung hatte Hellmark ein wenig mehr über seine Aufgabe und sich selbst erfahren. Merthus' Arbeit an den Übersetzungen war durch Angriffe aus der unsichtbaren Welt immer wieder erschwert worden. Aber er hatte sich nicht irritieren lassen.

So erfuhr Hellmark an diesem Nachmittag, daß Marlos ihn einen großen Schritt auf seinem Weg weiterbringen würde.

»Unter einer Voraussetzung allerdings«, sagte der Professor.

»Was haben Sie herausgefunden, Professor?«

»Sie müßten der erste sein, der die Geister-Höhlen betritt.«

»Die Geister-Höhlen? Was ist das?«

»So genau weiß ich das auch nicht. Nur der Begriff taucht auf, der so und nicht anders zu übersetzen ist, Mister Hellmark. In den Höhlen steckt das Geheimnis und der 'Dom der Toten'.«

Björn seufzte. »Wo wird Marlos zu finden sein?«

»Wenn wir das wüßten, wären wir beide am Ziel. Wann und wo Marlos zu finden sein wird, darüber wird nicht die geringste Angabe gemacht. Nur eins steht fest: Kaphoon, der Namenlose, wird spüren, wenn die Zeit gekommen ist.«

Kaphoon, der Namenlose, war Hellmark. So nannte man ihn im Buch der Gesetze, so nannten ihn die Schwarzen Priester, die seinen Tod beschlossen hatten.

Björn und Merthus brachten alle Dinge zur Sprache, die wichtig für Björn waren.

»Was wird geschehen, wenn ich den Zeitpunkt verpassen sollte?« wollte er wissen.

»Das allein wissen nur die Schwarzen Priester. Im Buch der Gesetze wird darüber nichts ausgesagt.«

»Das kann schlimmes bedeuten – oder auch völlig bedeutungslos

sein.«

»Vielleicht findet sich noch etwas an einer anderen Stelle«, tröstete Merthus. »Ich werde versuchen, weitere Textstellen darauf zu durchleuchten.«

»Tun Sie das, Professor!«

Nachdenklich saß Hellmark noch einige Minuten an seinem Schreibtisch und starrte gedankenverloren vor sich hin.

Dann hörte er Schritte. Carminia kam die Treppe herab. Sie war fröhlich und ausgeglichen wie immer.

Auf einem Tablett trug sie eine Kanne Kaffee und zwei Tassen.

»Wir hatten heute noch gar keine richtige Gelegenheit, uns in Ruhe miteinander zu unterhalten«, sagte sie, als sie heiter mit wippendem Rock an ihm vorüberging und das Tablett auf den Eßtisch stellte.

Björn erhob sich. Er war mit einem schnellen Schritt neben ihr, packte sie in die Hüften, ehe sie sich setzen konnte, und das kupferbraune Mädchen gab einen Quiekser von sich.

»Hör auf! Ich bin kitzlig.«

»Ich weiß, Schoko«, strahlte Hellmark. »Sonst würd ich's auch nicht tun.«

Er hob sie hoch, ließ sie langsam an sich herabgleiten und küßte sie. Lange und zärtlich erwiderte sie seinen Kuß.

»Und was das Unterhalten und das Vergnügen anbetrifft, Schoko, dazu werden wir übermorgen 'ne Menge Zeit haben. Im Hotel Alpenrose. Wir nehmen an einem Empfang teil. Wir werden den ganzen Abend tanzen, das verspreche ich dir. Und für andere Frauen werd ich kein Auge haben.«

Er setzte sich gerade hin, als das Telefon anschlug.

Carminia wollte zum Apparat gehen, aber er kam ihr zuvor.

Er meldete sich.

Am anderen Ende der Strippe vernahm er eine fremde Stimme.

»Sie sind Herr Hellmark, Björn Hellmark?«

»Ja, der bin ich.«

»Ich muß Ihnen etwas sagen.«

»Dann tun Sie's.«

»Das geht nicht, nicht am Telefon.« Die Stimme tat geheimnisvoll. »Können Sie zu mir kommen?«

»Wohin?«

»Wir könnten uns treffen… in einem kleinen Restaurant.«

Björn kniff die Augen zusammen. Was hatte das zu bedeuten? Erlaubte sich jemand einen Scherz?

»Würden Sie mir zuerst einmal sagen, mit wem ich eigentlich spreche?«

»Das ist zu riskant. Ich kann Ihnen meinen Namen nicht nennen. Es würde meinen Tod bedeuten. Man beobachtet mich. Ich weiß etwas.«

Was der Fremde sagte, klang überzeugend. Björn glaubte, eine gewisse Furcht aus der Stimme heraushören zu können.

Carminia Brado, die bis hierher Zeuge des eigenartigen Gesprächs war, kam näher und blieb neben dem Freund stehen. Sie legte ihr Ohr an den Hörer und konnte die leise Stimme vernehmen, die zu Hellmark sprach.

»Ihr Leben steht auf dem Spiel, Herr Hellmark. Sie müssen auf der Hut sein. Es hängt mit der Insel zusammen.«

»Mit welcher Insel?«

Björn wußte noch immer nichts Rechtes mit dem Gespräch anzufangen.

»Das weiß ich nicht. Ich kenne ihren Namen nicht. Ich weiß nur eines: wenn Sie nicht zuerst dort sind, gibt es Probleme.«

Ein Schauer überlief Hellmarks Körper.

Marlos! dachte er. Ein Außenstehender konnte unmöglich etwas davon wissen. Aber der Anrufer wußte davon.

»Wo und wann können wir uns treffen?« fragte Hellmark sofort.

»Je schneller desto besser. Ich habe nicht mehr viel Zeit.«

»Ich kann sofort kommen.«

»Treffen wir uns im Blauen Clubhaus, unten am See? Das ist nicht weit von Ihnen.«

»Einverstanden. Ich komme. Woran erkenne ich Sie?«

»Das spielt keine Rolle. Ich kenne Sie, Herr Hellmark.«

Was hatte das alles zu bedeuten?

Unruhe stieg in ihm auf.

Vielleicht war da wirklich jemand, der es gut mit ihm meinte.

»Von wo rufen Sie jetzt an?« fragte er schnell, ehe der andere auflegen konnte.

»Ganz aus der Nähe des Clubhauses, Herr Hellmark.«

Damit war das Gespräch beendet.

War das Ganze ein Trick, ihn aus dem Hause zu locken?

Von einer Sekunde zur anderen traf er seine Entscheidung. Er konnte sich vergewissern, ohne Carminia auch nur eine Sekunde aus den Augen zu lassen.

Er schloß die Augen. Er stellte sich die Umgebung des Sees vor.

Seine Konzentration erfolgte kraftvoll, und nichts lenkte ihn ab.

Carminia wußte, was jetzt geschah.

Für einen Augenblick schien es, als würde Hellmark zu Stein erstarren. Alles Leben schien aus seinem Körper zu weichen.

Dann lächelte er. »Ich seh mich am See um, ich will doch mal nachschauen, was das Ganze soll. Ganz wohl ist mir nämlich nicht. Er hat eine Andeutung gemacht, die mir zu denken gibt.«

Er setzte keinen Fuß vors Haus. Und doch war er dort.

Unsichtbare Bioplasmaströme hatten seinen Körper einige

Kilometer vom Haus, in dem er sich aufhielt, verdoppelt.

Hellmarks Ätherkörper formierte sich unten am See.

Aus einem diffusen Nebel entstand sein Zweitkörper, war lebendig, war beweglich, unterschied sich in nichts von dem, der jetzt zu Hause im Luxusbungalow am Kaffeetisch bei der reizenden Brasilianerin saß.

Macabros führte sein eigenständiges Leben.

*

Zur gleichen Zeit in New York in der Fifth Avenue.

Es war gerade elf geworden. Die Luft war kühl, der Mann im blauen Handwerkerdress unten vor dem Apartment-Haus Nummer 127 fror.

Er war alt, sein Gesicht sah aus wie knittriges Leder, und seine Augen lagen tief in den Höhlen.

Dieser Mann hatte die Nacht kaum ein Auge zugetan. Er hatte nachgedacht. Morton Clinch stand am Scheideweg seines Lebens.

Die große gläserne Tür, die wie der Eingang zu einem teuren Hotel aussah, war verschlossen.

Clinch drückte den Klingelknopf neben dem kleinen Namensschild, auf dem der Name »Donald Pr. Whirk« stand.

Der Alte preßte die spröden Lippen zusammen.

Sein Plan war in allen Einzelheiten vorbereitet. Nun hieß es, ihn auszuführen.

»Ja?« fragte eine krächzende Stimme. Die Membran der Sprechanlage war nicht mehr ganz in Ordnung.

»Der Elektroinstallateur, Madam«, sagte Clinch fröhlich. »Ich komme von Smith Brothers. Würden Sie mich bitte einlassen? In mehreren Wohnungen muß die elektrische Anlage überprüft werden. Wir haben einen Spannungsabfall in Ihrer Versorgung festgestellt.«

Der Türsummer ging.

Nun war er erst einmal im Haus.

Er fuhr in die fünfte Etage. An der Wohnungstür mit der Aufschrift Whirk stand eine junge Frau mit Lockenwicklern im Haar auf der Türschwelle und wartete, bis die Lifttür sich öffnete.

Clinch grüßte. »Ich hoffe, ich habe Sie nicht aus den Federn geholt, Miss.«

»Misses Whirk«, verbesserte sie ihn.

Sie hatte ein großes Gebiß und Sommersprossen. Sie war keine Schönheit. Aber sie war lustig. »Kommen Sie rein, Grandpa!« sagte sie zu ihm. Sie war Anfang zwanzig. »Wenn Sie ’ne Tasse Kaffee mittrinken wollen, lad ich Sie ein.«

Clinch murmelte etwas in seinen Bart. »Gern. Aber nur ’nen Schluck. Ich hab nicht viel Zeit. In diesem Riesenbienenkorb gibt’s

hundertfünfzig Wohnungen. Dreißig muß ich bis um eins noch schaffen. Ich muß mich dranhalten.«

Er mimte gewandt den geschäftigen Handwerker.

Clinch hantierte am Sicherungskasten herum, drückte die Knöpfe herunter und schraubte dann im Bad die Trafosteckdose ab. In der Küche hörte er, wie Mrs. Whirk rumorte.

»Meine Kaffeemaschine geht nicht mehr«, wunderte sie sich.

»Gleich wieder in Ordnung, Misses! Ich habe den Strom abgestellt.«

Er schraubte die Dose wieder an und drückte alle Schalter im Sicherungskasten wieder in die Höhe. Dann blieb Clinch noch fünf Minuten, nahm zwei Schluck von dem heißen Kaffee und ging dann wieder. »Sie müssen verstehen, ich bin spät dran.«

Er warf einen verstohlenen Blick auf seine Armbanduhr.

Viertel nach elf. Wenn alles plangemäß über die Bühne gehen sollte, mußte er sich dranhalten.

Die mystische Gestalt aus dem Reich der Finsternis, die auf sein Rufen hin aufgetaucht war, hatte ihm zu verstehen gegeben, daß werktags zwischen halb zwölf und zwölf Reginald Dickson in seine Wohnung zurückkehren würde. Von hier aus suchte er dann ein Restaurant an der Ecke auf, wo er gegen halb eins eintraf.

Clinch fuhr zwei Stockwerke höher.

Er blieb einige Minuten lang am Fenster des Korridors stehen und starrte hinunter auf die belebte Straße. Der Lärm klang gedämpft. Die Fenster schlossen schalldicht.

Dann drückte Clinch die Klingel an der Nachbarwohnung, die links neben der Dicksons lag.

Hier öffnete ein kleines Mädchen.

»Ist deine Mam da?« fragte Morton Clinch freundlich.

»Nein, die ist in den Supermarkt gegangen. Unser Vati kommt heute mittag nach Hause. Da braucht sie noch eine Konservendose. Wir hätten sonst nicht gekocht.«

Clinch grinste. »Na, dann freut ihr euch aber, wie?«

»Das kommt darauf an.«

»Worauf?«

»Ob Daddy wieder schreit.«

»Ja, schreit er denn so oft?«

»Das kommt darauf an.«

»Worauf?«

Die Kleine mit den geflochtenen Zöpfen war höchstens acht Jahre alt. Ihre Stupsnase hatte sie weit nach oben gereckt. Sie schien die Marotte an sich zu haben, nur mit halben Sätzen zu antworten, um wieder eine Gegenfrage zu provozieren.

»Darauf, ob Mutti die richtige Konserve erwischt. Meistens mag Daddy nämlich keine. Willst du zu meinem Daddy?«

»Ich will in eure Wohnung. Mit dem elektrischen Licht ist etwas nicht in Ordnung. Kann ich ganz schnell nachsehen und reparieren?«

»Okay, komm rein!« Sie trat zur Seite.

»Wie heißt du denn?« wollte Clinch wissen. Er klappte seine schwarze Werkzeugtasche auf und nahm einen Schraubenzieher heraus.

»Nancy.«

Bevor er zwei Steckdosen im Flur aufmachte und so tat, als würde er etwas daran machen, schaltete er die Sicherungen aus.

Ununterbrochen plauderte er mit der Kleinen, die ihn mit Fragen bombardierte. Er gab ihr fachmännisch klingende Antworten, weil sie alles darüber wissen wollte, wie das Licht in die Leitungen kam und ob die so lang waren, daß sie bis zum nächsten Elektrizitätswerk reichten.

Er blieb so lange, bis er hörte, daß der Lift in die Höhe rauschte, dann hatte er es plötzlich sehr eilig, die Schalter im Sicherungskasten wieder hochzudrücken.

Er war mit seinen Gedanken ganz woanders. Schließlich war er kein erfahrener Mörder. Aber er hatte einen Mord im Sinn.

Dickson! schoß es ihm durch den Kopf. Das war seine Zeit.

Clinch öffnete kaum merklich die Tür. Von hier aus sah er den Lift, der sich öffnete. Ein stattlicher Mann kam heraus.

Diesen Mann kannte er. Den hatte er letzte Nacht in einer magischen Vision vorgestellt bekommen.

Clinch öffnete die Tür vollends, verabschiedete sich von Nancy und meinte: »Jetzt kann deine Mutter wieder kochen, ohne daß sie Angst haben muß, einen elektrischen Schlag zu bekommen.«

Er sagte es laut genug, so daß Reginald Dickson, ob der nun wollte oder nicht, diese Bemerkung hören mußte.

Clinch kam mit seiner schwarzen Tasche unter dem Arm aus der Wohnung.

Dickson steckte gerade den Türschlüssel ins Schloß.

Der Alte raschelte mit seinem Zettel, den er aus der Brusttasche seines Arbeitsanzuges zog.

»Dickson? Mister Dickson?« fragte er.

Der angesprochene Manager blickte ihn an. »Ja, bitte?«

»Gut, daß ich Sie antreffe.«

Morton Clinch hatte die Rolle einstudiert. Die ganze Nacht über war ihm der Text durch den Kopf gegangen. Nun kam er ihm glatt und ohne zu stocken über die Lippen.

Sich durch eine undichte Leitung vielleicht ums Leben bringen zu können, das war für Dickson eine unangenehme Vorstellung.

»Ich habe allerdings nicht viel Zeit. Nur ’ne knappe halbe Stunde. Wie lange brauchen Sie?«

Clinch winkte ab. »In zehn Minuten bin ich fertig, Mister Dickson. Vielleicht auch nur drei. Ich muß nur die Leitung überprüfen. Das geht schnell.«

»Dann kommen Sie mit.«

Dickson ließ ihn in die Wohnung.

Clinch steuerte sofort auf den Sicherungskasten zu. Er öffnete seine Tasche.

Aus den Augenwinkeln heraus beobachtete er den Manager, der die Tür hinter sich ins Schloß drückte.

»Dürfte ich Ihnen gerade mal etwas zeigen, Mister Dickson?« fragte Clinch.

Es waren die letzten Worte, die Dickson in seinem Leben hörte.

Er schöpfte keinen Verdacht. Warum auch? Es gab keinen Grund, diesem alten Mann zu mißtrauen.

Und genau das hätte er tun sollen.

Morton Clinchs Hand kam in die Höhe. Sie hielt keinen Schraubenzieher in der Hand. Etwas Weiches. Einen Wattebausch.

Er war groß und bedeckte die Hälfte von Dicksons Gesicht, als er ihn darauf preßte.

Der Äther betäubte den Mann sofort. Schwer fiel er zu Boden.

Was sich dann ereignete, war makaber. Wie mit dem Boten aus der Dämonenwelt Molochos' abgesprochen, ging Clinch eiskalt wie ein bezahlter Killer vor.

Er entkleidete den Betäubten. Dann zog er ein großes Messer aus der Ledertasche und stach zu.

Zweimal. Dreimal. Er durchbohrte Dicksons Herz. Das hörte auf zu schlagen. Wie eine Kaskade sprudelte das Blut über den entblößten Körper.

Reginald Dicksons Leben ging zu Ende.

Und Morton Clinchs Leben als Dickson begann.

Er hatte die erste Prüfungsaufgabe gelöst. Und nun traten wieder die Dämonen in Aktion.

*

Er war nicht mehr allein mit der Leiche. Schon als er den letzten Stich ausführte, wurde ihm bewußt, daß jemand hinter ihm stand. Wie ein Schatten näherte sich die dunkle Gestalt, die aus dem Nichts gekommen war.

»Ich habe mein Teil dazu beigetragen. Ich habe ihn getötet. Wo ist mein Lohn?« Er drehte sich langsam um, blickte dem Dämonenboten in die dunklen, unergründlichen Augen und er konnte sich eines Schauers nicht erwehren, der über seinen Rücken lief.

Der Abgesandte der Hölle hob wie ein Magier beide Arme, ließ sie

über der Leiche schweben. Sein dunkler Umhang wirkte wie ein bizarrer Fledermausflügel. Clinch gewann den Eindruck, als wolle der unheimliche Besucher, der noch keinen Ton gesagt hatte, sich wie Graf Dracula in eine Fledermaus verwandeln und sich auf ihn stürzen.

Die Luft in der Luxuswohnung des toten Managers veränderte sich.

Sie wurde grau, als würden sich Wolken vor die Sonne schieben.

Mit weitaufgerissenen Augen starrte Clinch auf den Toten. Ihm wurde bewußt, wie mächtig die waren, die er gerufen hatte.

Die Leiche löste sich vor seinen Augen auf. Die Blutflecken verschwanden von der Wand und aus dem Teppich.

Dann wurde die Luft wieder klar.

Es gab keine Leiche mehr, keine Spur, die auf das Verbrechen hinwies.

»Der Mann, der Reginald Dickson war – liegt als Morton Clinch in deiner Wohnung, Morton Clinch«, sagte der Untertan Molochos'. »Du wirst von nun an Reginald Dickson sein. Du wirst seine Wohnung übernehmen. Zieh seine Kleider an und geh seinen Geschäften nach!«

Der Dämonenbote ließ die Arme sinken. »Du wirst sein wie Reginald Dickson, du wirst so fühlen, so sprechen, so aussehen wie er – und du wirst doch immer Morton Clinch sein. Du wirst dein wahres Ich niemals vergessen. Lebe in deiner neuen Gestalt! Diene uns in deiner neuen Gestalt, zum Wohle Molochos!«

*

»Aber ich…« Weg, da war niemand mehr. Morton Clinch sah sich um.

Die Gestalt war auf die gleiche rätselhafte Weise verschwunden, wie sie aufgetaucht war.

Nun war er allein.

Er sollte Dickson sein? Nur, weil er die Kleider wechselte?

Mechanisch fing er an, seine eigenen abzustreifen. Und seltsame Dinge setzten sich fort.

Jedes Kleidungsstück, das er zu Boden fallen lassen wollte, verschwand aus seinen, Händen, wurde unsichtbar. So erging es ihm mit der Unterwäsche, mit den Strümpfen, mit den Schuhen.

Sie gingen den gleichen Weg wie die Leiche.

Clinch mußte mit einem Male lachen. Ein nie gekanntes Triumphgefühl ergriff von ihm Besitz.

Das war Macht! Er hatte die Elemente bezwungen, sein Dasein in eine neue Form gepreßt. Alles hatte sich verändert, von Grund auf.

Er zog Dicksons Kleider an.

Er zweifelte daran, daß sie ihm paßten. Dickson war zwei Köpfe größer als Clinch gewesen.

Aber alles paßte.
Wie angegossen.
Da hielt Clinch es nicht länger aus. Er lief in das Badezimmer.
Vor dem Spiegel zuckte er zusammen. Aber er war nicht mehr Clinch. Ein neues Gesicht blickte ihn an, ein Fremder.
Reginald Dickson starrte ihm aus dem Spiegel entgegen.
Langsam kam seine Hand in die Höhe.
Er betastete seine Nase, seine Stirn, seine Backen.
Er bewegte sich wie Morton Clinch und war doch nicht Morton Clinch. Seine Gestalt hatte sich verändert und es war ihm nicht bewußt geworden. Er hatte nichts davon gespürt. Er war gewachsen, war breiter, war Reginald Dickson vom Scheitel bis zur Sohle.
Neben seiner Erinnerung an seine frühere Persönlichkeit, die ihm voll erhalten geblieben war, erfüllten ihn andere neue Gedanken. Neue Erinnerungen und Erfahrungen stiegen in ihm auf, Erinnerungen und Erfahrungen, die Reginald Dickson in seinem Leben gemacht hatte.
Andere Werte, anderes Wissen, andere Erkenntnisse.
Er war Dickson und Clinch in einer Person. Wunderbar! Wie ein Teufel funkelten seine Augen, als er daran dachte, welche Möglichkeiten sich ihm nun eröffneten.
Er bewegte sich mit einer Selbstverständlichkeit in der Wohnung, als lebte er schon seit Jahren hier. Er wußte, wo dies und jenes zu finden war. Namen von Personen, die er nie zuvor gekannt und gesprochen hatte, schwirrten ihm im Kopf herum.
Er konnte sie sich vorstellen, wußte wie sie aussahen.
Er warf einen Blick in das Scheckbuch, das in seiner Anzugjacke steckte und mehr zum Scherz als zur Überprüfung, ob er wirklich Dickson war und die Person mit allen Konsequenzen darstellen konnte, setzte er schwungvoll den Namen Reginald Dickson unter einen Scheck.
Es war eine fremde Unterschrift.
Sie war schwungvoll und gekonnt. Es war Dicksons Unterschrift.
Dickson-Clinch verzog die Lippen.
Er warf einen Blick auf die Armbanduhr, die er vom toten Dickson übernommen hatte.
Gleich halb eins. Er mußte sich auf den Weg machen. In seiner Stammkneipe wartete das Essen auf ihn.
Mit einem kurzen Blick in die Runde vergewisserte Dickson-Clinch sich, daß es nichts mehr gab, was an seine Existenz als Morton Clinch erinnerte.
Die Ledertasche mit den Handwerkerutensilien war ebenso verschwunden wie alles andere, was er mitgebracht hatte.
Der neue Dickson verließ die Wohnung des Toten.

Er wußte, daß er heute – nach dem Essen – nicht mehr in das Office würde zurückgehen müssen.

In seiner Brieftasche steckte ein Ticket für den Flug nach Genf.

Dort würde er heute nacht eintreffen. Im Hotel Alpenrose war ein Zimmer für ihn reserviert.

*

Als er aus der Tür kam, sprang jemand auf ihn zu.

Der neue Reginald Dickson war so überrascht, daß er förmlich zusammenfuhr.

»Ist der Mann vom Elektrizitätswerk noch da?« fragte eine helle Kinderstimme.

Es war Nancy von nebenan.

Reginald Dickson-Clinch wirbelte herum. »Nein, er ist weggegangen, vor ein paar Minuten.«

Die Tür zur Nachbarwohnung öffnete sich. Nancys Mutter, eine üppige Frau mit einem riesigen Busen kam ebenfalls heraus. »Hat er bei Ihnen auch die Leitung nachgeschaut?«

»Ja, selbstverständlich. Sie können unbesorgt sein, die Sache hatte ihre Richtigkeit.« Dickson lächelte freundlich. »Da hast du nicht gut aufgepaßt, Nancy. Vielleicht hast du aus dem Fenster geschaut und schwupp – weg war er.«

Alle lachten.

Weder Nancy noch deren Mutter konnten ahnen, daß die Bemerkung der Wirklichkeit verdammt nahe kam.

Eine Wirklichkeit allerdings, mit der sie niemals etwas zu tun haben würden.

*

Der Doppelkörper löste sich aus der Dämmerung.

Vom See her wehte ein kühler Wind. Aber Macabros spürte das nicht. Hitze und Kälte konnte er im zweiten Körper nicht wahrnehmen.

Sein Schritt war federnd, seine Augen prüften aufmerksam die nähere Umgebung.

Am See lagen vertäut einige kleinere Boote. An einer Holzhütte, die direkt am Ufer stand, beschäftigte sich ein Mann damit, einen neuen Anstrich anzubringen.

Macabros verließ den schmalen Weg und lief auf die flachstehenden Gebäuden zu, in denen ein Restaurant und ein Billardsalon untergebracht waren.

Im Blauen Clubhaus gab es außerdem Gästezimmer.

Hier heraus verirrten sich immer ein paar Menschen, auch zu dieser kühlen Jahreszeit.

Himmel und See waren grau. Die Sonne war heute gar nicht richtig herausgekommen.

Vor dem Blauen Clubhaus standen mehrere geparkte Wagen.

Ein Mann kam aus dem Eingang, blieb stehen, zündete sich eine Zigarette an und blickte sich wie zufällig in der Gegend um.

Vom anderen Ende der asphaltierten Straße, die zum Clubhaus führte, näherte sich in diesem Moment ein Auto. Es fuhr verhältnismäßig schnell. Zu schnell für Macabros' Begriffe.

Es wurde direkt auf den einsamen Mann vor dem Clubhaus zugesteuert.

Aber der Wagen wurde nicht langsamer. Aus unverständlichen Gründen beschleunigte der Fahrer plötzlich.

Wie ein Panther jagte Macabros auf den Eingang zu.

Der dort stand begriff im ersten Augenblick nicht, wie ihm geschah.

Er war weit genug von der Treppe entfernt, um von dem heranrasenden Wagen einfach mitgerissen zu werden. Doch Macabros war eine zehntel Sekunde schneller am Ort des Geschehens.

Der Zigarettenraucher wurde wie von einer Titanenfaust gepackt.

Er flog zurück. Macabros begrub ihn förmlich unter sich.

Sie spürten beide den Luftzug, als der Wagen wie die Schneide eines Riesenmessers an ihnen vorbeiwischte.

Um Haaresbreite verfehlte sie das Fahrzeug.

Der Mann, den Macabros zu Boden geworfen hatte, riß benommen den Kopf in die Höhe. Macabros war dem Fremden behilflich, auf die Beine zu kommen.

Keiner der Gäste im Clubhaus hatte etwas von dem Vorfall bemerkt. Keiner erfuhr etwas von dem mysteriösen Auto, das die Seestraße hinabraste und das Macabros drei Minuten später verlassen auffand.

In seiner Begleitung befand sich der Mann, dem er das Leben gerettet hatte.

Es handelte sich um den Fremden, der Björn Hellmark in dessen Bungalow angerufen hatte.

*

Beide blickten sich in der näheren Umgebung um.

Weit und breit keine Spur von dem Amokfahrer.

Der Motor lief noch, der Wagen war aufgeschlossen.

Den mysteriösen Fahrer aber hatte der Boden verschluckt.

»Ich heiße Peter Giblinger«, stellte der Mann sich vor. »Und Sie

sind Björn Hellmark. Ich habe Sie sofort erkannt. Vielen Dank.« Er warf die Zigarette, die er angeraucht hatte, in den See und starrte ihr nach. »Entschuldigen Sie, daß ich vorhin so geheimnisvoll getan habe. Aber es war reine Vorsicht. Doch ich habe mich offenbar trotzdem nicht genügend vorgesehen, Herr Hellmark. Sie haben selbst gesehen, was man mit mir vorhatte.«

Macabros nickte. Aber er machte sich auch noch andere Gedanken über den Vorfall.

Er hatte gelernt, vorsichtig zu sein, und die Dinge nicht immer so hinzunehmen, wie sie sich darstellten. Das Ganze konnte inszeniert sein, um die Ausführungen und die Geheimnistuerei Giblingers zu unterstreichen.

Doch Hellmark alias Macabros verfügte über eine nicht alltägliche Menschenkenntnis.

Giblinger machte keinen schlechten Eindruck.

Er wirkte allerdings sehr nervös. Dauernd strich er sich die angegrauten Haare aus der Stirn.

Giblinger hatte eine kräftige Nase und aufgeworfene Lippen.

Er griff sich an den oberen Kragenknopf. »Eins verstehe ich nicht«, murmelte er. »Wieso können Sie schon hier sein? Ich hatte doch gerade erst den Telefonhörer aus der Hand gelegt und bin aus der Tür gekommen. Da standen Sie schon vor mir.«

Das Ganze kam ihm unheimlich vor. Macabros konnte das verstehen. Es war ursprünglich auch nicht seine Absicht gewesen, sofort auf der Bildfläche zu erscheinen. Eigentlich hatte er sich zunächst aus sicherer Entfernung vergewissern wollen, ob auch alles seine Richtigkeit hatte und wer es war, der ihn auf diese mysteriöse Weise zu sprechen wünschte. Aber der Ablauf der Dinge hatte ihn zum Handeln gezwungen.

»Das kommt Ihnen komisch vor, ich weiß. Nehmen Sie einmal an, ich könne hexen – und lassen Sie es dabei bewenden. Es ist doch gut, daß ich so frühzeitig gekommen bin, oder nicht?«

»Hexen?« echote Giblinger. »Ja, vielleicht haben Sie recht. Man erzählt sich solche Dinge über Sie im Club. Einige behaupten, Sie könnten an zwei Orten zu gleicher Zeit sein. Ich glaube, das ist möglich, das ist durchaus möglich.«

»Von was für einem Club reden Sie?«

»Club ist eigentlich der falsche Ausdruck. Es ist mehr eine Loge, eine geheime Bruderschaft, wenn Sie so wollen. Wir nehmen Kontakte zum Jenseits auf, wir sprechen Beschwörungsformeln und versuchen aus der Chronik der Totenpriester brauchbare Ergebnisse für unsere Arbeit zu entnehmen. Das Buch hat esin sich. Ich muß Ihnen etwas gestehen: ich erforsche das Okkulte, ich bin unter Vorspiegelung falscher Tatsachen zur Loge gestoßen, die verhältnismäßig jung ist

und sich nur wenige Kilometer von der Stadtgrenze Genfs in einem alten Haus etabliert hat. Ich habe an diese Dinge nicht ernsthaft geglaubt. Aber dann wurde mir klar, daß ich mich auf ein gefährliches Spiel eingelassen hatte. Wir verschrieben uns der Welt der Finsternis, und bei Todesdrohung wurde uns untersagt, etwas über das auszuplaudern, was wir in den Versammlungen tun.« Er heftete seinen Blick auf den verlassenen Wagen. »Das ist ein Beispiel dafür, daß sie es ernst meinen. Es ist jemand in der Nähe, ihnen entgeht nichts, Herr Hellmark. Und so ist auch all das ernstzunehmen, was ich Ihnen jetzt sage – und ich hoffe, daß mir genügend Zeit bleibt, Ihnen alles mitzuteilen, was ich weiß.«

Er griff wieder nach einer neuen Zigarette, vergaß ganz, Macabros eine anzubieten und machte kurze und schnelle Züge.

Dann sagte er: »Die Bruderschaft dient den Schwarzen Priestern und den Dämonen. Daran gibt es nicht den geringsten Zweifel. Die Gruppe wurde ins Leben gerufen, um einzig und allein Ihnen zu schaden. Immer wieder fiel der Name Hellmark in der letzten Zeit. Ich habe Ihr Haus beobachtet, wie es auch andere tun. Wir wollten Gewißheit haben über Ihren Tagesablauf. Nun ist es so weit, Sie endgültig zu vernichten. Auf diese Weise, die so überraschend für Sie kommt, daß Sie nicht ahnen, was eigentlich geschieht. Ich habe mir geheime Papiere besorgt, verbotenerweise. Ich weiß was vorgeht. Ich weiß, daß einer in unserer Gruppe kein Mensch sein kann, daß er entweder ein Dämon – oder der leibhaftige Satan ist.«

*

»Warum sagen Sie mir das alles?«

Es kam Macabros so vor, als wolle Giblinger dies alles sehr schnell hinter sich bringen, als fürchte er, nicht mehr genügend Zeit zur Verfügung zu haben, um alles auszuplaudern, was für Hellmark von Wichtigkeit sein könnte.

»Ich will etwas gutmachen, verstehen Sie?« preßte Giblinger hervor und strich seine grauen Haare aus seiner schweißnassen Stirn. »Ich wollte eigentlich gar nicht mitmachen. Aber ich bin hineingeschlittert. Das geht manchmal ganz schnell. Hier«, sagte er plötzlich und drückte Macabros etwas Kühles, Längliches in die Hand. »Der Schlüssel zu meiner Wohnung. Falls mir etwas zustoßen sollte, finden sie alles dort. Hinter einem Bild, das eine Wiesenlandschaft zeigt, befindet sich ein Tresor. Die Kombination ist einfach. Drei-Null-Zwei-Null-Eins-Null…« Er sprach sehr leise. Macabros verstand nur mit Mühe die Adresse. »Ich muß etwas gutmachen, ja, ich darf nicht tatenlos mitansehen, daß ein Mensch, von dem Großes ausgehen wird, um sein Erbe gebracht wird.« Er fuhr sich mit der Zunge über seine

spröden Lippen. Plötzlich lachte er. »Wahrscheinlich bin ich verrückt, eigentlich geht mich ja das Ganze nichts an. Aber nun habe ich den ersten Schritt gemacht – und dem folgt logischerweise der zweite. Ich kann nicht mehr zurück, ich bin bereits zu weit gegangen. Gut, daß Sie gekommen sind. Hören Sie zu, Hellmark: man will Sie daran hindern, Ihre Insel zu betreten. Es gibt ein Gesetz, dem sich damals, in der fernen Vergangenheit, alle entscheidenden Kräfte unterworfen haben. Es kann zu Ihrem Nutzen ausgehen und es kann zu Ihrem Nachteil gereichen. Die Mächte, die Sie bekämpfen, setzen alles daran, daß diese Runde an sie geht, egal unter welchen Umständen. In diesen Tagen wird es passieren – vielleicht schon heute – oder morgen – oder übermorgen. Aber keinesfalls später. Sie dürfen nicht zu spät auf Marlos ankommen, hören Sie? Wenn…«

Zum entscheidenden Hinweis kam Peter Giblinger nicht mehr.

Der Blitz stand wie ein Fanal über ihm.

Er war rot und flammend und bohrte sich wie glühender Stahl in seinen Kopf.

»Aaarrrghhh!« Der Schrei war entsetzlich.

Giblinger brach vom Blitz gefällt zusammen.

Macabros warf sich nach vorn. Er brauchte keine Waffe zu fürchten, sein Bioplasmakörper war nicht zu zerstören.

Aber Macabros war nicht allmächtig.

Er konnte keinen Toten ins Leben zurückrufen.

Die finsteren Mächte, denen Peter Giblinger seine Seele und sein Leben versprochen, hatten sich geholt, was ihnen gehörte.

*

Macabros, noch über Giblinger gebeugt, hörte eine ungeheure Detonation und wurde wie von einer Titanenfaust gepackt.

Der Bioplasmakörper flog wie ein Geschoß durch die Luft.

Der Wagen, mit dem ein unbekannter Fahrer Peter Giblinger hatte zusammenfahren wollen, zerplatze wie eine Bombe und warf Flammenfontänen in die Luft, die nach Macabros' Körper leckten, bis er platschend im Genfer See landete.

Der Krach lockte die Gäste des Blauen Clubhauses ins Freie.

Der Wagen stand in hellen Flammen. Der Boden rundum war ein Feuerteppich, der sich durch das auslaufende Benzin ständig vergrößerte.

Giblinger war bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Sein Körper war von der Polizei später kaum noch zu identifizieren.

Macabros schwamm mit kräftigen Stößen vom Ort des Geschehens weiter in den See hinein.

Niemand vom Ufer bemerkte die geheimnisvolle Gestalt.

Die Gäste des Blauen Salons versuchten mit einem eilends geholten Feuerlöscher den Brand unter Kontrolle zu bringen.

Sie alle waren der Meinung, daß Giblingers Wagen während des Startens explodiert war.

Nur einer wußte es besser: Macabros.

Der geheimnisvolle Doppelkörper Hellmarks löste sich von einer Sekunde zur anderen auf.

Das Wasser glättete sich an der Stelle, wo Macabros eben noch geschwommen war. Es sah so aus, als hätte ihn die dunkle Tiefe des Sees verschluckt.

*

Björn Hellmarks Blick war in eine imaginäre Ferne gerichtet.

Er löschte seinen Zweitkörper aus und nahm gleichzeitig alle Informationen in sich auf, die er als Macabros empfangen und verarbeitet hatte.

Auch den Schlüssel, den Macabros von Giblinger in dem Glauben überreicht bekommen hatte, daß der leibhaftige Hellmark vor ihm stünde, nahm Björn entgegen.

Wie durch Zauberei hielt er den Wohnungsschlüssel in der Hand. Er war kühl. Denn Macabros' Körper strahlte keine Wärme aus.

Fragend blickte die hübsche Brasilianerin Björn Hellmark in die Augen. »Wasist passiert?« fragte sie tonlos.

Er berichtete ihr in knappen Worten, während er die Kaffeetasse leerte, in der sich noch ein Schluck befand. Dann erhob er sich.

»Entschuldige! Aber ich sollte keine Zeit verlieren.« Er betrachtete den Wohnungsschlüssel in seiner Hand. »Er hat mir die Erlaubnis gegeben, mich dort umzusehen. Er besitzt geheime Papiere, aus denen ich wahrscheinlich mehr entnehmen kann als aus dem, was er mir in den letzten Minuten vor seinem Tod noch sagen konnte. Er wußte um seine Vernichtung. Keiner kann ihnen entrinnen, der sich einmal mit ihnen eingelassen hat.«

»Sei vorsichtig, Björn«, bat Carminia Brado.

Der blonde Hüne lächelte. »Ich werde aufpassen.«

Fünf Minuten später saß er in seinem Lamborghini und fuhr davon.

Es ging ihm alles noch einmal durch den Kopf. Er fand Zusammenhänge zwischen dem, was Bert Merthus ihm aus Atlanta berichtet und was Giblinger Macabros anvertraut hatte.

Aber er wußte zu wenig, um sich ein ganzes Bild machen zu können.

Etwas ging vor. Im Finstern braute sich etwas zusammen, was sich nur in Umrissen erkennen ließ.

Es ging um Marlos, um ein Reich, das ihm durch Al Nafuur und

durch den Text im Buch der Gesetze angekündigt worden war.

Aber auch Giblinger, ein Außenstehender, hatte davon gewußt.

Das war verdächtig. Es bewies, daß Mächte wirksam wurden, die zu einem entscheidenden Schlag gegen Hellmark ausholten.

Marlos sollte auftauchen?!

Wann? Wo? Warum wußte er nichts davon?

Die Worte von Merthus kamen ihm in den Sinn. Sie werden es spüren, wenn es soweit ist.

Es gab offenbar eine Bedingung, die er nicht kannte. Hatte Giblinger sie gekannt?

Hellmark fuhr schneller durch Genf, als es sonst seine Art war.

Instinktiv spürte er, daß die Zeit äußerst knapp war und daß große Dinge ihren Schatten vorauswarfen.

*

Und genauso war es.

Andrew Langdon und Julia Barry, ein junges Paar, das sich mit einem Trimaran auf hoher See befand, wurden Werkzeuge in der Hand der Mächte, die Hellmark, den Sohn des toten Gottes, vernichten wollten.

Marlos und die Geister-Höhlen waren ein Prüfstein, von dem er nichts erfahren durfte.

Andrew Langdon war Psychologe, seine hübsche Begleiterin studierte Medizin. Das junge Paar wollte in einigen Monaten, nach Julias Studienabschluß, heiraten. Gemeinsam wollten sie dann später eine Praxis führen. Er als Seelenarzt und sie als praktische Ärztin.

Beide glaubten nicht an Geister, an Spuk oder an sonstige übersinnlichen Dinge.

Sie hatten ein klares Weltbild.

Ausgerechnet sie sollten in Vorgänge einbezogen werden, die in dieses Weltbild nicht paßten.

Der Himmel spannte sich wie ein blaues, wolkenloses Zelt über sie. So weit das Auge reichte Wasser und Himmel.

Die See war glatt, und die Luft angenehm warm. Plötzlich lag eine Nebelbank vor ihnen. Dick wie eine Milchsuppe.

Was dann geschah, warf alle Naturgesetze über den Haufen.

Andrew und Julia liebten das Abenteuer und ein ungebundenes Leben. Sie reisten auf eigene Faust oft wochen- und monatelang durch fremde Länder, um Land und Leute kennenzulernen.

Bevor sie endgültig seßhaft wurden, wie sie es nannten, hatte Andrew eine Seereise mit einem Trimaran vorgeschwebt.

Dieses Boot mit zwei Auslegern und dem Rumpf in der Mitte, der eine verhältnismäßig große Kabine, eine kleine Küche und die

Schränke mit der Ausrüstung enthielt, war zu ihrer kleinen Welt geworden. Seit zwei Monaten lebten sie darauf. Eine Begegnung mit einem wütenden Wal und ein heftiger Sturm, der sie wie ein Spielball auf haushohen Wellen hin und her geworfen hatte, waren zwei Ereignisse gewesen, die sie so schnell nicht vergessen würden.

Es war keine alltägliche Reise.

Und was jetzt passierte, war auch alles andere als alltäglich.

Der Trimaran drehte sich plötzlich. Wie ein Rad.

Nebelfetzen jagten über das Auslegeboot hinweg, das Meer schien zu kochen.

Andrew und Julia wurden von dem Geschehen überrascht.

Er saß an einem kleinen Tisch und machte Eintragungen über den Verlauf des zurückliegenden Tages, Julia lag auf dem Deck und sonnte sich.

Aber die Sonne verschwand, als hätte eine gigantische Wolke sie verschluckt.

Julia Barry rollte auf die Seite und war von einer Sekunde zur anderen hellwach.

Der Trimaran neigte sich bedrohlich zur Seite.

Ein Brecher schwappte über Julia weg.

Das Mädchen schrie gellend auf. Sie rutschte wie ein zuckender Fisch über die glatten Planken, warf sich herum, aus Angst, sie könne ins Meer gespült werden.

Es war ein reiner Glücksfall, daß der Gischt sie durch die offenstehende Kabinentür drückte.

Das Buch, in dem Andrew Langdon schrieb, flog durch die Luft.

Der junge Australier wurde gegen die Innenwand der Kabine geworfen.

Es ging alles blitzschnell, ohne die geringste Vorwarnung, und vor allen Dingen ohne den geringsten Grund.

Eben noch blauer Himmel, spiegelglatte See.

Und nun ein Donnerwetter?

»Andrew! Mein Gott, Andrew! Was hat das zu bedeuten?«

Julia war nervenstark, aber hier wurde sie offensichtlich überfordert.

Andrew Langdon verlor keine weitere Sekunde. Zuerst mußte die Kabinentür geschlossen sein, bevor sie hier drinnen absoffen.

Er stürmte nach oben und sicherte die Kabine ab.

Der Trimaran drehte sich um die eigene Achse.

Sie wurden wie in einer Zentrifuge gegen die Wände gedrückt.

Julias Augen waren weit aufgerissen. »Was ist jetzt passiert, Andrew?« gurgelte sie.

»Ich weiß es nicht. Das darf nicht sein, normalerweise ist das, was jetzt geschieht, überhaupt nicht möglich.«

Er starrte durch die Fenster, aber er sah nichts. Dichter Nebel hüllte sie ein.

Dann ein Brechen und Bersten.

Der Trimaran wurde herumgeworfen wie eine leere Streichholzschachtel.

Alles stand kopf.

Das vorhin eingedrungene Seewasser umspülte sie. Julia fiel so unglücklich, daß sie mit dem Kopf gegen den Fußboden knallte, der plötzlich die Decke bildete.

Schlaff fielen ihre Glieder herab, wie bei einer Marionette, deren Fäden man kappte.

Julia verlor das Bewußtsein, und Andrew sah voller Entsetzen, daß sie mit dem Gesicht in das knöcheltiefe Wasser fiel.

Er ließ sich einfach zur Seite fallen, er mußte etwas für sie tun.

Doch er schaffte es nicht mehr.

Der Trimaran flog durch die Luft. Wie eine Hand wirkte die nächste Woge, die das Boot das Paares aus dem Wasser herausstieß.

Dann war alles zu Ende.

Die Kabine brach in der Mitte durch.

Ein Luftstrom traf Langdons Gesicht.

Hart schlug er irgendwo auf.

Im Bruchteil einer Hundertstelsekunde wurde ihm etwas bewußt, ehe seine Sinne erloschen.

Er hatte etwas Großes, Dunkles wahrgenommen. Ein Schiff? Ein Fels? Mitten im Meer?

Doch nicht hier, in dieser Zone! Er war mit dem Trimaran runde tausendfünfhundert Seemeilen von Hawaii entfernt. Er war auf dem Wege nach den Galapagos Inseln.

Hier, mitten drin praktisch, gab es nichts als Meer, Meer und endlose Tiefen, mehr als zehntausend Meter tief.

Er befand sich mitten in der Clarion-Graben-Zone.

Hier gab es nichts, womit er einen Zusammenstoß befürchten mußte. Die nächste kleine Insel, die auf der Karte nicht einmal die Größe eines Stecknadelkopfes hatte, war ein paar tausend Meilen von hier entfernt.

Aber sein Körper schlug gegen einen harten, kantigen Felsen, und der Trimaran zerschmetterte wie ein Spielzeug aus dünnen Hölzern.

Die Wellen beruhigten sich. Aber der Nebel blieb. Er wogte über den still liegenden Andrew Langdon hinweg.

Von Julia Barry keine Spur.

*

Wo nichts gewesen war, stand jetzt etwas.

Eine neue Welt war entstanden. Der Geburtsvorgang war innerhalb von wenigen Augenblicken abgeschlossen.

Kein Wissenschaftler der Welt wußte davon, niemand war Zeuge geworden. Auch Andrew Langdon und Julia Barry würden nie etwas davon erfahren haben, wenn nicht unsichtbare Kräfte in der Nacht davor den Kurs verändert und die Instrumente beeinflußt hätten, so daß Langdon mit einer Abweichung von fünfzig Meilen weiter südlich durch den Pazifik geglitten war, ohne es zu erkennen.

Er und Julia Langdon waren die ersten Menschen, die an ein neues Gestade stießen.

Marlos, das Erbe Björn Hellmarks, das eine geheimnisvolle Rasse in grauer Vorzeit auf der Erde für ihn hinterlassen hatte, war aufgetaucht.

*

Hellmark erreichte die Wohnung von Peter Giblinger nach einer Fahrtzeit von knapp einer halben Stunde.

Es hatte zu regnen begonnen.

Sanft fielen die Tropfen gegen die Scheiben.

Hellmark hielt an. Es war ein altes Haus. Drei Treppenstufen führten zur offenen Haustür hinauf. Hellmark betrat den modrig riechenden Korridor.

Giblingers Wohnung lag in der dritten Etage des fünfstöckigen Gebäudes.

Leichtfüßig stieg Hellmark die Stufen nach oben.

Niemand begegnete ihm. Es war still wie in einem Grab.

Das Haus lag abseits vom Hauptverkehr.

Wenig später schloß Hellmark die Wohnungstür auf.

Verbrauchte Luft schlug ihm entgegen.

Der Flur war düster. Drei braune Holztüren führten in die Zimmer.

Björn wurde das Gefühl nicht los, daß ihn jemand beobachtete.

Vorsichtig öffnete er die erste Tür und sah in eine altmodische Küche. Auf einem großen Regal neben dem Herd standen auffallend viele Gläser mit verschiedenen Kräutern und Gewürzen. Giblinger schien ein passionierter Amateurkoch gewesen zu sein.

Hinter der nächsten Tür lag das Schlafzimmer. Und dann kam man endlich ins Wohnzimmer. Um einen großen runden Tisch standen alte Polstermöbel. Die Fensterläden waren halbgeschlossen.

Sie gingen auf den Hof hinaus. Unten standen zwei riesige Kastanienbäume, darunter eine grobgezimmerte Holzbank. Es machte den Eindruck, als wäre hier früher ein kleiner Park gewesen, den der Bauherr einfach rundherum mit Mietshäusern hatte zubauen lassen.

Hellmark sah sich um. Es war eine geräumige Wohnung mit

großen Zimmern und hohen Decken. Schwere Hängelampen hingen an eisernen Ketten. Giblinger schien eine Vorliebe für diese Art Lampen gehabt zu haben.

Es war unheimlich still.

Hellmark war auf der Hut. Jeden Augenblick konnte ein Angriff losgehen.

In den schweren Schränken, hinter den dunklen Vorhängen konnte jemand versteckt sein.

Er sah überall nach.

Nichts.

Da war auch das Ölgemälde, die Wiesenlandschaft, hinter dem der Tresor eingebaut sein sollte. Und in dem Tresor sollten die wichtigen Papiere, die Kopien der Originalunterlagen, liegen.

Hellmark ging darauf zu und stutzte.

Neben dem Bild zeigte sich ein heller Streifen. Hinter dem Bild war die Tapete natürlich weniger verschlissen und verstaubt als an den übrigen Wänden.

Der helle Streifen verriet, daß das Bild nicht mehr an seinem ursprünglichen Platz hing.

Jemand war hier gewesen.

Er hatte schon die ganze Zeit über das Gefühl gehabt.

Da handelte er, ohne noch eine Sekunde zu überlegen.

Wer oder was auch immer hierher gekommen war, es mußte noch da sein.

Blitzschnell griff er in seine Hosentasche, und wie durch Zauberei lag ein kleines braunes knisterndes Tuch in seiner Hand. Es sah aus wie eine Maske aus einem Damenstrumpf.

Björn stülpte sie sich über den Köpf.

Dann ging es auch schon Schlag auf Schlag.

Ein gellender Entsetzensschrei ließ die modrige Luft im Raum erzittern.

In der hintersten dunklen Ecke des großen Zimmers bewegte sich etwas. Ein riesiger Schatten stieg empor, entwickelte sich zu einem unförmigen, menschenähnlichen Etwas.

Ein Dämon war im Raum.

*

Brüllend stürzte er nach vorn.

Aus seinem behaarten, tierischen Körper schlugen knisternde Funken.

Die riesige Fratze auf den breiten Schultern zuckte krampfhaft.

In den Händen des Wesens, das die ganze Zeit über ein Schatten gewesen war, befanden sich mehrere zusammengefaltete Papiere.

Sie fingen Feuer. Hellmark durchquerte mit zwei mächtigen Sätzen den Raum, stürmte auf den Dämon zu, der sich in Auflösung befand. Es stank und schmorte und blubberte. Giftgrüne Dämpfe wehten ihm ins Gesicht.

Hellmark kannte die Wirkung der unheimlichen Maske. Er erlebte sie nicht zum erstenmal.

Wenn ein Dämon sie erblickte, bedeutete das für ihn Vernichtung.

Was ein Dämon in diesem bräunlichen Etwas sah, wußte kein Mensch. Ein Sterblicher sah einen Totenschädel, und der war schon schrecklich genug, weil er lebte, sich bewegte, ein Teil der Person war, die die Maske trug.

Björn entriß dem gurgelnden Dämon, der sich in gelb-grünen Nebel auflöste, das brennende Papier.

Er trat es aus.

Der Höllenatem des sterbenden Schattengeschöpfes stank so penetrant, daß der brenzlige Geruch des aufflammenden Papiers kaum wahrzunehmen war.

Hellmark taumelte zurück, das geschwärzte Papier zwischen den Fingern. Es zerbröckelte bei der geringsten Bewegung. Er hatte nichts mehr retten können.

Der Dämon verschwand. Der Höllengestank blieb. Auch als Björn ein Fenster zum Hof weit aufriß, änderte sich nur wenig.

Die gelben und grünen Nebel wehten davon. Im Haus war für eine kurze Zeit Unruhe zu hören. Niemand in den umliegenden Wohnungen wußte offensichtlich, woher die panischen Entsetzensschreie gekommen waren. Die Trägheit der Leute, die zu bequem waren, den Dingen auf den Grund zu gehen, kam Hellmark zugute. Er verhielt sich still, als sich Schritte von der Treppe her näherten.

Atemanhaltend blieb er im dunklen Korridor stehen und hörte die Stimme der draußen Stehenden.

»Es kam doch aus Giblingers Wohnung, nicht wahr?« fragte eine weibliche Stimme.

»Es hat sich so angehört.« Dies war die Stimme eines Mannes.

»Aber das kann nicht sein«, schaltete sich eine dritte Person mit einem sehr dunklen, resolut klingenden Organ ein. »Giblinger ist weggefahren. Das war vor etwa zwei Stunden. Und er ist noch nicht wieder zurückgekommen, das wäre mir aufgefallen.«

Dennoch klopfte jemand, an die Tür. »Herr Giblinger?« fragte die erste Stimme.

Björn verhielt sich ruhig.

»Ich sagte doch, er ist nicht da.« Wieder die resolute mit einem Hauch ins Ärgerliche. »Ich sitze doch immer am Fenster, ich hätte ihn sehen müssen. Ein junger Mann ist vorhin hier reingekommen. Wer

weiß, wo er hingegangen ist, hm?«

»Wahrscheinlich zu der Blonden unter dem Dach«, vermutete der Mann. »Meint ihr, die hätte geschrien?«

»I wo«, widersprach die Resolute. »Die kann's doch. Die schreit nicht mehr.« Sie lachte herausfordernd. »Aber da muß ich euch ein Ding erzählen. Habt ihr die Zeitung schon gelesen?«

»Welche? Wann?«

»Gestern, in der 'Züricher'. 'Charmante Hosteß hat noch einige Termine frei. Wollen Sie es auf einen Versuch ankommen lassen? Ich habe Zeit, Sie zu verwöhnen. Rufen Sie an unter der Nummer…', na, was denkt ihr wohl, welche Telefonnummer ich da fand?«

»Doch nicht…«

»Genau! Die der Blonden.«

»Und woher kannten Sie die Nummer«, wunderte sich der Mann. Das Gespräch hatte sich in eine Richtung entwickelt, die Björn amüsierte.

»Aber die kannte ich doch nicht. Ich habe angerufen, nur so, zum Spaß. Da hat sie sich gemeldet. Ich habe meine Stimme verstellt, als Mann. Ich habe sogar einen Termin mit ihr abgesprochen.« Ihre Stimme senkte sich zu einem Flüstern herab, und sie gingen gemeinsam die Treppenstufen hinab.

*

Hellmark kehrte noch einmal kurz in das Wohnzimmer zurück.

Mit den verkohlten Kopien konnte er nichts mehr anfangen. Die Unterlagen waren vernichtet, die Dämonen waren ihm zuvorgekommen. Der niedere Geist, den die Schwarzen Priester und die Fürsten des Reiches der Finsternis hierherbeordert hatten, um ihm zuvorzukommen, war ausgelöscht. Aber mit ihm gab es auch die Kopien nicht mehr, die Giblingers Andeutungen hätten ergänzen können.

Hellmark begriff, daß er umsonst den Weg gegangen war.

Um jedoch ganz sicher zu gehen, hängte er das Ölbild ab und öffnete den Tresor.

Er fand nichts darin, was für ihn von Bedeutung gewesen wäre. Für einen gewöhnlichen Dieb allerdings hätte es sich gelohnt. Giblinger hatte offenbar seinem eigenen Tresor mehr vertraut als einer Bank. Der gesparte Betrag, den er hier deponiert hatte, war nicht unbedeutend.

Hellmark verschloß den Tresor wieder, als er telepathischen Kontakt spürte.

»Björn?«

Die Stimme war in ihm, erklang klar und deutlich in seinem

Bewußtsein. Hellmark kannte diese Stimme nur zu gut.

»Al Nafuur!« Auch über seine Lippen kam kein Laut. Er hatte sich angewöhnt, nur noch zu denken, was er eigentlich hätte sagen müssen, wäre der Gesprächspartner ein Mensch aus Fleisch und Blut gewesen. »Immer dann, wenn man an sonst nichts Böses denkt, bist du in der Nähe. Ich hatte eigentlich gehofft, eher von dir zu hören.«

»Die Geschäfte, mein Freund, die Geschäfte! Damit redet ihr Menschen euch doch immer heraus.«

»Aber das kommt doch für dich nicht mehr in Frage. Wo du bist, gibt es keine Geschäfte.«

»Wer weiß, Björn, wer weiß«, erwiderte die telepathische Stimme. »Mein geistiges Fluidum kann nicht immer da sein, wo du bist. Manchmal geht der Kontakt verloren, ein anderes Mal besteht Gefahr, daß Schwarze Priester und deren Dämonendiener in der Nähe sind und erkennen, woher ich mich bemerkbar mache. Dann besteht Gefahr. Der Raum zwischen dem Diesseits und dem Jenseits ist sehr zerbrechlich. Wer um die Kraft weiß, kann ihn zerstören. Kein Mensch wird dazu imstande sein, aber die mächtigen Schwarzen Priester…«

»Im Moment besteht demnach keine Gefahr?«

»Im Moment nicht. So, wie du aussiehst, verjagst du alle Dämonen im Umkreis von einem Kilometer.«

Björn zog die braune Maske vom Gesicht. Er war wieder der alte, und in der Hand hielt er sichtbar für jeden nur ein braunes Etwas, das an einen Damenstrumpf erinnerte.

»Na, so gefällst du mir schon besser«, freute sich Al Nafuur.

»Was geht hier vor, Al Nafuur?« wollte Björn wissen. »Ich drehe mich im Kreise. Ich bin von den Feinden umgeben. Ich merke, daß etwas gegen mich vorbereitet wird, etwas, das furchtbar ist. Aber ich komme nicht weiter.«

»Sie wollen dich aufhalten. Die Schwarzen Priester – an ihrer Spitze Molochos – fürchten dich.«

»Molochos?« echote Björn. Es wurde ihm erst mit der letzten Silbe bewußt, daß er den Namen wispernd aussprach und ihm nachlauschte. »Ich habe den Namen nie gehört. Und wieso fürchten sie mich?«

»Du hältst den Schlüssel zu ihrer Vernichtung in der Hand.«

Hellmark lauschte in sich hinein, als hätte er nicht richtig gehört.

»Wieso?«

»Marlos, die Welt, die dir gehört, ist dieser Schlüssel. Seit Jahrtausenden bereits wartet sie auf den Herrscher, der auserkoren ist, das Erbe der alten Rasse anzutreten. Molochos ist der Höchste. Ihm stehen sieben Schwarze Priester zur Seite, und jedem dieser Priester dienen siebenundsiebzig Dämonen. Sie alle schicken sich an, die Menschheit der Macht des Bösen endgültig zu unterwerfen. Du

könntest das verhindern. Du könntest die sieben mal siebenundsiebzig Teufelsdiener vernichten – von einer Sekunde zur anderen.«

»Wie sollte ich das können?«

»Durch Marlos. Jahrtausendelang war Marlos entschwunden. Jetzt ist es wieder erschienen und wartet auf dich.«

»Wer – oder was ist Marlos?«

»Ein Land. Dort gibt es die Geister-Höhlen. In diesen Höhlen wird das geheimnisvolle Mittel aufbewahrt, das die Macht des Bösen für alle Zeiten brechen kann. Die Schwarzen Priester und ihre Dämonen dürfen Marlos nicht betreten. Sie können nur Menschen zwingen, für sie die Geister-Höhlen aufzusuchen und ihnen das Geheimnis zu bringen, damit sie es vernichten können. Du aber bist der Sohn des toten Gottes. Dir wird sich die geheime Botschaft enträtseln. Nur du wirst mit ihr die Schwarzen Priester und ihre Helfer vernichten können.«

»Und wie lautet die Botschaft?«

»Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß es sie gibt. Mehr ist mir nicht bekannt geworden. Laß dich nicht aufhalten! Die Dämonen werden alles tun, um dich auszuschalten. Du mußt kämpfen und als erster die Geisterhöhlen betreten.«

»Wo kann ich Marlos finden?«

»Auch das weiß ich nicht. Nur du allein wirst es wissen, wie ein junger Vogel, der zum erstenmal die große Reise in ein warmes Land antritt, der den Weg niemals zuvor geflogen ist und der doch genau weiß, wie er fliegen muß. Wenn du Kaphoon bist, wirst du die Zeichen zu lesen wissen. Säume nicht, dem Ruf zu folgen! Er entscheidet über die zukünftige Stärke und Macht Molochos' und seiner Anhänger. Wer wird zuerst dort sein, Björn?«

Die Stimme in ihm zog sich zurück. Hellmark sandte einen letzten telepathischen Ruf nach, aber Al Nafuur reagierte nicht mehr darauf. Der Kontakt mit dem Zwischenreich war abgebrochen.

Ein nachdenklicher, still in sich gekehrter Hellmark blieb zurück. Und als er die Treppen des alten Hauses nach unten stieg, merkte er zum erstenmal, daß eine ungekannte Unruhe von ihm Besitz ergriff.

Er fühlte einen Trieb in die Ferne – und wußte doch nicht, wohin er sich wenden sollte.

Der Ruf war da.

Aber er war noch zu leise.

Hellmark ahnte nichts von Andrew Langdon und Julia Barry, die zu Werkzeugen wurden, ohne dies zu begreifen, und die durch ihre Ankunft auf dem neuen Eiland sich und der Menschheit einen Bärendienst erwiesen.

Aber das konnte niemand wissen, der zu einer Marionette in den Händen des Bösen geworden war.

*

Julia Barry schlug die Augen auf.

»Andrew?« fragte sie mit leiser Stimme.

Das Mädchen versuchte sich zu bewegen. Der Boden unter ihr war felsig. Mit den Beinen lag sie noch im Wasser.

Soviel erkannte sie.

Aber nicht mehr. Denn es war Nacht.

Julia rutschte weiter nach vorn. Der felsige Untergrund kam ihr warm vor.

Was war passiert?

Plötzlich flammte in ihrem Bewußtsein auf: Der Trimaran! Der Sturm! Andrew!

Sie erkannte ihre Situation. Sie wußte, daß sie lebte, daß sie auf eine Insel verschlagen worden war.

Sie – beide? Oder nur sie allein?

Panische Angst ergriff sie.

Sie hob den Kopf, wollte erneut den Namen des geliebten Mannes rufen, als sie stocksteif wurde.

Vor ihr in der Dunkelheit stand etwas. Etwas Großes, Gräßliches.

Ein riesiger Totenschädel – groß wie ein Berg. Er grinste sie an, schwebte wie ein gigantischer Mond auf sie zu.

Julia Barry wollte schreien. Ihre. Stimme versagte. Der erneute Schock brachte ihre Körperfunktionen abermals durcheinander.

Die Medizinstudentin brach zusammen. Ihre Sinne verließen sie.

*

Björn Hellmark durchlebte eine unruhige, von Gedanken und Überlegungen unterbrochene Nacht.

Er schlief nur etwa drei Stunden, den Rest der Zeit lag er wach.

Die Unruhe in ihm wuchs.

Er wußte, daß etwas vorging, aber alles war noch schemenhaft.

Als der Morgen graute, saß er bereits in der Bibliothek und blätterte in den Übersetzungen, die Merthus angefertigt hatte.

Er fühlte sich zerschlagen wie ein kranker Mann, der nicht wußte, was ermit seiner Zeit anfangen sollte.

Aber diese Unruhe war ihm prophezeit. Durch Al Nafuur, durch Bert Merthus. Seine Stirn fühlte sich heiß und fiebrig an.

In aller Frühe versuchte er, eine Telefonverbindung in die Staaten zu erreichen, aber sie kam nicht zustande.

Carminia Brado stellte nicht viele Fragen, sie wußte, daß große Dinge auf ihn warteten, daß er Probleme meistern mußte, die anderen

Menschen nur in Alpträumen begegneten.

Er fühlte sich umlagert, belauert. Ein anderer Mensch hätte an seiner Stelle längst den Verstand verloren.

»Ich bin heute morgen kein guter Gesellschafter, entschuldige«, sagte er, als sie, noch bei Licht, gemeinsam am Tisch saßen und sich lange genug angeschwiegen hatten.

»Bist du krank?« fragte sie besorgt.

»Nein«, lautete die einsilbige Antwort. Er war mit seinen Gedanken ganz woanders.

Sein Bewußtsein schwebte auf einer Wolke über ein fernes Land, das er vergebens mit seinen Blicken wahrzunehmen hoffte.

»Marlos«, murmelte er einmal.

»Björn?« Er vernahm wieder ihre Stimme. Sie riß ihn in die Wirklichkeit zurück.

»Ich werde dich für ein paar Tage allein lassen müssen«, sagte er unvermittelt. Sie merkte ihm an, daß er sich zwang, um seine Gedanken nicht wieder abschweifen zu lassen. So hatte sie ihn noch nie gesehen.

»Was ist nur los mit dir?« fragte sie.

»Ich weiß es nicht, nicht, genau jedenfalls.«

Sie kam um den Tisch herum. Ihre Hand streichelte über sein Gesicht, seine Haare. »Sprich mit mir!«

»Ich weiß nicht, worüber, Schoko.« Er massierte sich die Stirn. »Ich suche etwas.«

»Was suchst du, Björn?«

»Marlos. Ich fühle, daß ich dorthin gehöre. Es ist eigenartig. Merthus hat es gesagt. Ich werde es fühlen, einfach so, instinktmäßig, es gibt keine Erklärung dafür.«

Er schwieg. Sie sah ein, daß es sinnlos war, weiter in ihn zu dringen. Wenn er nicht sprechen wollte oder konnte, hatte es keinen Zweck, ihn dazu zu zwingen.

Er erhob sich. »Ich weiß nicht, wann ich zurückkomme, Schoko.«

»Wo gehst du jetzt hin?«

»Ich kann es dir nicht sagen, weil ich es selbst nicht weiß.«

Sie musterte ihn genau. Sprach er aus freiem Willen so zu ihr? Stand er unter einem hypnotischen Bann? Was gestern abend passiert war, wußte sie zwar. Er hatte darüber mit ihr gesprochen. Aber – hatte er ihr auch alles gesagt?

»Du weißt, was für ein Tag heute ist?« schaltete sie sich noch einmal ein, als er zur Garderobe ging, um seine Jacke abzunehmen. »Heute abend, im Hotel Alpenrose. Der Empfang.«

Er sah sie erstaunt an. Er nickte. »Ja, ich weiß.« Er sagte es wie ein Fremder zu ihr.

Ihr wurde angst. »Ich habe mich so sehr darauf gefreut. Wie lange

sind wir nicht mehr ausgewesen. Ich möchte tanzen mit dir.«

»Samba, wie?« Für einen Moment war er wieder der alte. Er gab ihr einen Kuß. »Ich muß eine Zeitlang allein sein mit mir, über verschiedene Dinge nachdenken. Wenn ich weg muß, werde ich dir auf jeden Fall Bescheid sagen, Schoko. Ich kann nichts versprechen, Schoko. Ich muß mich treiben lassen wie ein Blatt im Wind. Der Empfang heute abend ist nicht wichtig. Wir können immer noch gemeinsam ausgehen, miteinander tanzen. Wir werden noch viel, viel Zeit füreinander haben.«

»Du hast etwas vergessen«, sagte sie schnell, als er schon zur Tür ging.

Draußen war es noch immer nicht ganz hell.

»Was, Schoko?«

»Die Tatsache, daß du ohne einen zwingenden Grund heute abend nicht einfach fernbleiben kannst. Man erwartet dich. Besonders das Gespräch mit Reginald Dickson dürfte von besonderem Interesse sein.«

Er nickte. »Geschäfte, Geschäfte, wie recht Al Nafuur damit hat. Aber diese Geschäfte sind nur vorgespiegelt, es gibt sie nicht wirklich.«

»Du mußt diese Vorspiegelung beibehalten. Wenn du sie sausen läßt, gibt es Ärger und gewisse Leute fangen an, sich Gedanken darüber zu machen. Du bist nun einmal der Chef einer Firma, die pharmazeutische und kosmetische Artikel in aller Welt vertreibt. Daß dies in Wirklichkeit eine Zweigstelle deines Vaters ist, daß tausend andere Hände für uns arbeiten und die Firma nur auf dem Papier existiert, ist die Wahrheit. Aber die Wahrheit ist auch, daß du der Chef bist. Überall in Europa und im überseeischen Ausland existieren Zweigstellen. Und die gibt es nicht nur auf dem Papier, die gibt es wirklich. Reginald Dickson ist Vertriebsleiter in New York. Du hast ihn selbst eingeladen.«

»Hab' ich das wirklich? Hast nicht du den Brief geschrieben, Schoko? Und selbst wenn Dickson kommt, was hat das zu bedeuten? Dann schick ich ihm eben einen Vertreter. Ein Anruf genügt. Auf meinen Vater ist Verlaß.«

Carminia seufzte. So war es immer bisher gewesen. Seitdem die Jagd auf das Böse zu seinem Alltag gehörte, die Abwehr von Angriffen aus dem Reich der Unsichtbaren, konnte er einfach nicht die Geschäfte verfolgen, die auch unwichtig für ihn geworden waren.

Er sah sein Menschendasein mit anderen Augen. Zwar konnte er, wenn es darauf ankam, an zwei Orten zur gleichen Zeit sein, aber nicht an vielen Orten gleichzeitig.

Die Brasilianerin seufzte. »Na schön! Es war ein Versuch. Ich wollte ja auch nur mit dir tanzen.«

Sie sah ihm nach. Er lief den Weg bis zum Gartentor, verschwand

dann auf der dunklen Straße. Seine Schritte verklangen.

Es klang wie Abschied.

Merkwürdig, dachte Carminia Brado. Weshalb kamen ihr solche Gedanken?

Sie fand keine Erklärung dafür.

*

Wenige Minuten vor neun rasselte das Telefon.

Beim zweiten Klingelzeichen war die Brasilianerin schon am Apparat.

Björn, dachte sie.

»Miss Brado?« fragte eine fremde Stimme. »Hier ist Reginald Dickson aus New York. Kann ich Mister Hellmark sprechen?«

Sie erklärte ihm, daß er nicht da sei und sie könne auch nicht sagen wann er zurück sein würde.

Allerdings sei sie befugt, Entscheidungen zu treffen.

Er wollte mit ihr sprechen, aber das ginge am Telefon schlecht, erklärte er ihr.

»Dann kommen Sie doch hierher!« forderte sie ihn auf.

Damit beging sie den größten Fehler, denn sie konnte nicht wissen, daß der Reginald Dickson der sich angemeldet hatte, gar nicht der Reginald Dickson war, der eigentlich hatte kommen sollen.

Ein Beauftragter Molochos' war auf dem Weg zu ihr. Das grausige Karussell, das Hellmark das Genick brechen sollte, wurde durch die Frau, die ihn liebte, in Bewegung gesetzt.

*

Sie brauchte nicht lange auf den Besucher zu warten.

Reginald Dickson, weltmännisch und charmant, fuhr mit einem Taxi vor.

Carminia Brado empfing den amerikanischen Gast an der Haustür, führte ihn in den Salon, in dem eine schwere Ledergarnitur zum Sitzen einlud.

Dickson verstand zu plaudern. Er sprach über seinen Flug, über das Essen an Bord und über seine Ankunft in Genf letzte Nacht.

Das Zimmer gefiel ihm ausgezeichnet.

Carminia wunderte sich, daß ihr Gast, der es am Telefon so eilig gehabt hatte, ihr etwas mitzuteilen, sich nun Zeit damit ließ. Aber dies war seine Art.

Sie hatte das früher schon am Telefon bemerkt, wenn, er erst über das Wetter in New York sprach, sich dann nach ihrem Befinden erkundigte und schließlich zu dem kam, weshalb er eigentlich anrief.

Sie holte aus der Bar einen Drink und goß Dickson einen doppelstöckigen Whisky ein.

Der Amerikaner stand dicht neben ihr, betrachtete ein Bild, einen alten holländischen Meister und lobte Hellmarks Geschmack.

Seine Reaktion erfolgte unerwartet. Für Carminia Brado kam jede Gegenwehr zu spät.

Reginald Dicksons Hand preßte sich plötzlich gegen ihren Mund. Er hielt etwas Weiches, stark Riechendes in seiner Hand.

Carminias Kopf ruckte in die Höhe. Dann wurde ihr Körper sofort schlaff.

Der Äther wirkte sofort.

Der Amerikaner fing die betäubte Brasilianerin auf und schleifte sie über den Teppich zur Tür. Dort ließ er sie auf den Boden gleiten.

Ohne sich sonderlich zu beeilen, ging er durch die Empfangshalle und öffnete die Haustür.

Draußen vor dem Gartenzaun stand ein zweiter Wagen, der kurz nach der Ankunft des Taxis vorgefahren war. Carminia Brado hatte ihn nicht gehört.

Dickson hob nur leicht die Hand.

Gleich darauf kamen zwei in graue Straßenanzüge gekleidete Männer über den Plattenweg und trugen einen großen Schrankkoffer mit sich.

Niemand in der nächsten Nachbarschaft bekam etwas von den mysteriösen Dingen mit, die sich im Hause des Millionärs Björn Hellmark abspielten.

Von den beiden Neuankömmlingen, die Reginald Dickson schweigend hereinließ, wurde die reizende Brasilianerin in den Schrankkoffer gesteckt und umgehend abtransportiert. Der Wagen verließ die Straße.

Dickson sah sich noch eine kurze Zeitlang in dem Bungalow um, nahm dann die Hausschlüssel an sich und verließ die Wohnung.

Er ging zu Fuß bis zum See hinunter.

Niemand achtete auf ihn. Er war eine gutsituierte Erscheinung und paßte in dieses Viertel.

Ein leichtes Grinsen umspielte die Lippen des angeblichen Dickson.

Er kam voran. Diesmal, mit Carminia Brado, war es ihm noch leichter gefallen. Er machte Fortschritte.

Er lief einige Minuten lang am See spazieren und ließ sich die Dinge, die hinter ihm lagen und die noch auf ihn warteten durch den Kopf gehen. Molochos sollte mit ihm zufrieden sein, in jeder Hinsicht.

Nur wenn er einwandfrei arbeitete, konnte ererwarten, über die Maßen belohnt zu werden.

Er war offiziell hier, um an einer geschäftlichen Besprechung teilzunehmen. Aber in Wirklichkeit erfüllte er den Auftrag des Boten

aus dem Reich der Finsternis.

Er dachte über diesen Abgesandten nach. Aus vielen geheimnisvollen Schriften, die er im Laufe seines Lebens gelesen hatte, wußte er, daß sich Dämonen normalerweise mit ihrem Namen vorstellten, wenn man sie rief. Man wußte immer genau, mit welchem Geist man es zu tun hatte. Dies war in seinem Falle nicht erfolgt.

Aber er machte sich deswegen keine Sorgen. Er war mit dem bisherigen Verlauf zufrieden.

Er rauchte eine Zigarette zu Ende und lief dann zur Straße vor. Dort winkte er einem Taxi.

Er bat darum, zum Alpenrosen-Hotel gebracht zu werden.

Dort hielt er sich offiziell auf.

Doch obwohl zum ersten Mal in seinem Leben auf einer großen Reise, hatte er bereits Kontakt zu einer Gruppe, die ihm von dem Dämonendiener genannt worden war.

Es war eine verschworene Gemeinschaft, die mit den Texten aus der »Chronik der Totenpriester« arbeitete. Diese Gruppe war momentan sehr aktiv. Denn es ging darum, einen gewissen Björn Hellmark von einer großen Entscheidung abzubringen.

Daß er, Dickson-Clinch, als Neuling damit beauftragt worden war, die Entführung von Carminia Brado einzuleiten, erfüllte ihn mit Stolz.

Das hing sicherlich damit zusammen, daß er darauf bestanden hatte, von vornherein Kontakt mit dem höchsten Führer der Schwarzen Priester aufzunehmen. Auch wenn Molochos nicht selbst auf den Ruf geantwortet hatte, so ließ sich doch erkennen, daß er Clinchs Bemühen honorierte.

Im Alpenrose-Hotel angekommen, suchte er sofort sein Zimmer auf.

Während seines Rückweges hatte er nicht ein einziges Mal das Gefühl gehabt, daß die Geisterwelt mit ihm Kontakt aufnehmen wollte.

Er fühlte sich ruhig und ausgeglichen und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

*

Als Carminia Brado die Augen aufschlug, brauchte sie erst zwei Minuten, um sich darüber klar zu werden, was eigentlich passiert war.

Reginald Dickson! Wie ein Blitz schoß der Name durch ihr Hirn.

In seiner Gegenwart war es zu dem Zusammenbruch gekommen.

Ein Zusammenbruch der gezielt ausgelöst worden war. Durch Dickson.

Sie versuchte ruhig und tief zu atmen.

Wo befand sie sich?

Rundum war alles stockfinster.

Sie konnte sich jedoch bewegen, sie war nicht gefesselt.

Eine leichte Erschütterung lief durch den Boden, auf dem sie lag.

Er war nicht kalt, er war wie Holz.

Sie schluckte, als sie es erkannte. Lag sie in einem Sarg?

Sie ruckte hoch und stieß mit dem Kopf gegen die hölzerne Decke.

Schweiß brach ihr aus. Also ein Sarg!

Sie war auf dem Wege in eine Leichenhalle oder zum Friedhof. Man hatte nicht erkannt, daß sie nicht tot war.

Aber es war noch nicht zu spät. Sie konnte sich bemerkbar machen.

Wie von Sinnen klopfte sie gegen die Innenwände.

»Aufmachen! Laßt mich hier heraus!«

Sie hörte ihre laute Stimme, die sie in dem kleinen Gefängnis von allen Seiten einzuhüllen schien.

Die Fahrt ging weiter.

Niemand kümmerte sich um sie.

Sie lauschte. Sie glaubte, leises Motorengeräusch wahrnehmen zu können, bemerkte Bremsvorgänge und Beschleunigungen. Aber niemand hielt an, um in dem Sarg nachzusehen.

Ihr Herz klopfte bis zum Halse. Ununterbrochen klopfte und trommelte sie gegen die Innenwand.

Was war das?

Sie zuckte zusammen.

Antwort auf ihr Klopfen? Gleichmäßige Klopfzeichen drangen an ihr Ohr. Laut und deutlich.

Da kam ihr das Ganze plötzlich wie ein makabrer Scherz vor.

Wer hatte sie eingesperrt, wer wußte von dem Transport an einen unbekannten Ort? Sie versuchte Klarheit in ihre, wirren Gedanken zu bringen.

Aber sie kam zu keinem vernünftigen Schluß. Nur eines schälte sich heraus: Reginald Dickson war die Ursache dieses Vorganges.

Sie versuchte wieder ruhiger zu werden. Ihre Augen waren in ständiger Bewegung. Sie suchte nach einem Riß, nach einem Spalt in ihrem kleinen Gefängnis. Aber es war fugendicht.

Wie lange würde die Fahrt noch dauern? Wie lange war sie eigentlich bewußtlos gewesen?

Weder die eine noch die andere Frage vermochte sie sich zu beantworten.

Würde der Sauerstoff in der Kiste ausreichen, in der sie gefangengehalten und abtransportiert wurde?

Erneut stieg Angst in ihr auf.

Doch dann hatte mit einem Male alles ein Ende.

Der Wagen fuhr über holprigen Untergrund und kam zum Stehen.

Türen wurden aufgerissen, zugeschlagen. Der große Holzbehälter in dem sie lag, geriet in Bewegung. Er wurde aufrecht hingestellt, dann getragen.

Fünf Minuten später.

Schlösser schnappten. Der Deckel klappte zur Seite hin auf.

Wie von einer Tarantel gestochen richtete sich Carminia auf.

Mit einem Blick in die Runde ihrer neuen Umgebung, wurde ihr bewußt, daß sie auf Befreiung nicht viel Hoffnung zu haben hatte.

Vermummte Gestalten umringten sie. Sieben an der Zahl.

Sie trugen alle schwarze, ärmellose Gewänder und spitze Kapuzen mit schmalen Augenschlitzen. Auch diese Kapuzen waren schwarz. Nur einer trug eine, die rot wie Blut war.

Hinter dieser Maske ertönte eine unpersönliche Stimme. »Holt sie heraus!«

Carminia riß sich zusammen. Sie wollte von vornherein zeigen, daß sie nicht leicht einzuschüchtern war.

»Langsam, meine Herren«, sagte sie mit scharfer Stimme. »Ich glaube, ich habe Ihre Hilfe nicht nötig. Ich kann allein aufstehen. Vielleicht würden Sie so nett sein, und mir erklären, was der Unfug soll?«

Sie kam schnell in die Höhe, aber vier Hände griffen trotzdem nach ihr und zerrten sie aus dem Koffer.

Die Umgebung gefiel ihr nicht.

Sie war düster. Ein paar Kerzen brannten in kleinen Nischen der schwarzen Kellerwände. Finster starrten große leere Augen aus Totenschädeln sie an, die ebenfalls in diesen Nischen untergebracht waren.

»Was wollen Sie von mir?« preßte Carminia heraus. Ihr wurden die Arme auf den Rücken gerissen. Mit brutaler Gewalt hielt man sie in Schach. Es war ihr unmöglich, sich loszureißen.

»Das ist schnell erklärt«, sagte wieder der Vermummte mit der roten Kapuze, der offenbar der Anführer der Versammelten war. »Holen Sie uns Hellmark zurück!«

Sie zuckte die Achseln. »Ich weiß nicht, wo er sich aufhält. Er ist aus dem Haus gegangen, ohne zu sagen, wohin er gehen würde. Und selbst wenn ich wüßte, wo er sich befindet, würde ich ihn nicht zurückholen. Das liegt nicht in meinen Händen.«

»Sie irren«, sagte der mit der roten Kapuze. »Sie haben es in der Hand. Ich erklärte Ihnen auch gleich wieso. Weil Sie nämlich sterben werden, wenn Sie nicht das tun, was wir von Ihnen verlangen.«

*

Carminia wurde um den geöffneten Schrankkoffer herumgeführt.

Im dunklen Hintergrund stand ein Tisch. Davor ein altmodischer Stuhl. Auf dem Tisch lagen Schreibutensilien.

Die Brasilianerin wurde auf den Stuhl geschubst.

Wie eine Mauer umringten die sieben vermummten Gestalten die Südamerikanerin.

»Schreiben Sie!« befahl der Anführer.

»Aber es hat keinen Sinn. Hellmark würde meinen Brief nicht bekommen.« Sie warf den Kopf hoch. Ihre dunklen Augen schossen Blitze. »Wer sind Sie und was wollen Sie von mir?«

»Beides dürfte Sie wenig interessieren. Wir wissen, wo Hellmark steckt. Er wurde heute morgen beobachtet. Er hält sich auf dem Flugplatz auf. Er hat darum gebeten, seine Maschine aufzutanken.«

Carminia staunte. »Wenn Sie so hervorragend unterrichtet sind, dann verstehe ich nicht, wieso Sie dann so scharf auf meine Mitwirkung sind.«

»Das hat seine Gründe. Hellmark macht momentan eine Veränderung durch. Er muß zurückgehalten werden. Sie haben dazu die Macht.«

Carminia leckte sich über ihre roten, feuchtschimmernden Lippen. »Was geschieht mit ihm?«

»Er folgt einer Stimme. Wir würden es die Stimme seines Blutes nennen. Er will einen Ort aufsuchen, den er jetzt noch nicht erreichen darf. Es ist noch zu früh. Wir wollen ihn davon zurückhalten.«

»Das werden Sie niemals schaffen.« Sie starrte die dunklen Gestalten an. »Was Björn tun muß, wird er tun.«

»Aber doch nicht um den Preis Ihres Lebens? Das glauben Sie doch selbst nicht. Wenn Sie ihm schreiben, daß wir Ihr schönes Hälschen kappen, wird er auf dem schnellsten Wege zurückkehren.«

Er bewegte den Arm unter seinem lose fallenden Gewand. Im Kerzenlicht blitzte ein Dolch, mit dem er durch einen Schlitz seines Gewandes zeigte.

»Schreiben Sie, was ich Ihnen diktiere. Wenn Sie sich weigern, legen wir gleich ein Ohr von Ihnen mit in den Brief an Hellmark, damit Ihre Worte überzeugend sind.«

Carminia wußte, daß es im Moment keine andere Wahl für sie gab.

Mit schwerer Hand griff sie nach dem bereitgelegten Kugelschreiber. »Was soll ich schreiben?« fragte sie.

*

Hellmark trank noch eine Tasse Kaffee.

Er wartete die Zeit ab, die die beiden Techniker brauchten, um die zweistrahlige private Düsenmaschine startklar zu machen.

Björn befand sich in einer eigenartigen Stimmung. Der Trieb in die

Ferne nahm immer stärker von ihm Besitz.

Er mußte weg von hier. Er konnte es kaum erwarten, in der Maschine zu sitzen.

Er hatte kein bestimmtes Ziel vor Augen. Noch nicht. Aber er ahnte dunkel, daß er es wissen würde, sobald er erst einmal flog.

Er fühlte sich wie ein Zugvogel, der spürte, daß er hier nicht länger bleiben konnte, daß ein fernes Ziel angesteuert werden mußte.

Er trank die Tasse nur zur Hälfte aus. Wie im Fieber pulsierte das Blut durch seine Adern. Sein Körper fühlte sich heiß an. Manchmal hatte er das Gefühl, zu schweben, gar nicht mehr richtig dazusein. Er befand sich wie in Trance.

Seine Augen waren in eine imaginäre Ferne gerichtet. Er sah das Meer. Darüber ein strahlend blauer Himmel. Er schwebte über den stillen, klaren Wassern, sah Land.

Eine Insel. Sie lag wie ein vom Himmel gefallener Stern mitten im Meer. Er sah Bergzüge, Täler, Flüsse und Wälder. Am weißen Strand bewegten sich die Wipfel riesiger Palmen leise im Wind.

»Herr Hellmark.« Eine Stimme riß ihn in die Wirklichkeit zurück. Die Vision platzte wie eine Seifenblase.

Björn wandte den Kopf. »Ja, bitte?« Er sprach benommen, als würde er aus einem Schlaf erwachen.

Einer der Techniker war gekommen. »Sie wollten vor zehn Minuten schon abfliegen.«

»Zehn Minuten?« Hellmark preßte die Augen fest zusammen, und mit der rechten Hand massierte er seine Stirn. »Aber das kann doch nicht sein, ich bin doch eben erst hierhergekommen, und…« Als er den ungläubig auf ihn gerichteten Blick des Mannes sah, legte er schnell vier Franken auf den Tisch und verließ das Flughafenrestaurant.

Er ging wie auf Eiern, als wäre er betrunken.

Bevor er über das Flugfeld ging, um die Maschine zu besteigen, für die er bereits Starterlaubnis erhalten hatte, merkte er, daß ihn jemand am Ärmel zupfte.

»Sind Sie Herr Hellmark?« fragte eine junge Stimme.

Björn nickte. Ein etwa zwölfjähriger Junge stand neben ihm. Er hatte kaum Gelegenheit, sich die Züge näher zu betrachten. Man drückte ihm einen Briefumschlag in die Hand, und der Junge verschwand zwischen den zahlreichen Menschen, die um diese Zeit in den Warteräumen auf den Aufruf ihrer Maschine warteten.

Auf dem Umschlag standen nur drei Worte: »Für Björn, wichtig!«

Er riß ihn auf, entfaltete den Bogen. In Carminias gestochen scharfer Schrift stand dort:

»Bitte, komm umgehend zurück. Sie wollen mich töten. Carminia.«

Er stand einen Moment regungslos da, dann faltete er mechanisch

den Bogen zusammen, steckte ihn wieder in den Umschlag und verstaute ihn gedankenverloren in der Brusttasche seiner Kombination.

Wer wollte wen töten? Was hatte er damit zu tun? Sein Blick fiel auf die bereitstehende Maschine, die ihn magnetisch anzog.

Carminia? Wer war Carminia?

Die Erinnerung an die Brasilianerin war völlig ausgelöscht.

*

Der schlanke, hochgewachsene Mann mit den buschigen Augenbrauen stand auf der Aussichtsterrasse.

Er blickte durch eines der installierten Fernrohre. Nichts auf dem Abflugfeld entging ihm. Würde Hellmark zu der wartenden Maschine gehen oder nicht? Hatte der Junge noch den Brief abgeben können?

Der Mann mit dem bleichen Gesicht und den buschigen Augenbrauen wandte den Blick, als er eine Bewegung neben sich spürte.

Der Junge war wieder da. »Ich habe ihm den Brief gegeben, dem Mann, den Sie mir gezeigt haben.«

»Danke.« Der Hochgewachsene steckte dem Jungen noch zwei Münzen zu, ohne erst einen Blick darauf zu werfen. Der Junge verschwand. Er hatte seine Aufgabe erfüllt.

Wie würde Hellmark darauf reagieren?

Noch befand er sich nicht auf dem Flugfeld.

Aber da – der Mann mit den buschigen Augenbrauen zuckte zusammen.

Björn Hellmark lief auf seine Maschine zu. Das zweistrahlige Düsenflugzeug nahm ihn auf. Die Tür verschloß sich hinter dem Alleinreisenden.

Im Gesicht des Beobachters wurde aus Enttäuschung Wut.

Clinch hätte in diesem Augenblick den Dämonenboten wiedererkannt, der ihm in seiner Wohnung in New York begegnet war.

Der unheimliche Gast weilte hier in Genf. Schon seit geraumer Zeit.

Der bedauernswerte Peter Giblinger hatte recht gehabt. Die geheime Gruppe der er angehört hatte, war von einem leibhaftigen Dämon ins Leben gerufen worden.

Er war einer der untertänigen Geister von Molochos und verantwortlich für das, was im Augenblick vorging.

Clinch war durch diesen Dämon zu einem Rädchen in einer gespenstischen Maschinerie geworden.

Der Dämon hieß Cyril.

Dickson-Clinch ahnte nicht, was im einzelnen hier vorging. Er konnte nicht wissen, daß das, was er sich erhoffte, nur bei einem hundertprozentigen Gelingen erfüllbar war.

Dämon Cyril stand unter Erfolgszwang.

Er mußte gewinnen. Ging etwas schief, geriet nicht nur er ins Verderben, sondern auch die, welche er sich für das gewagte Spiel ausgesucht hatte.

*

Drei Minuten lang stand er da, wie zur Salzsäule erstarrt.

Cyril preßte die Lippen zusammen.

Björn Hellmark reagierte nicht auf die Nachricht von Carminia Brado! Das war ein schlimmes Zeichen. Das bedeutete, daß der Sohn des toten Gottes nicht mehr davon abzuhalten war, die Insel aufzusuchen, die ihn rief.

»Aber er darf nicht ankommen, noch nicht. Es ist zu früh.« Cyrils Körper streckte sich. Mit bösen Augen starrte er auf die zum Start rollende Maschine.

Das kleine sechssitzige Düsenflugzeug, das Björn Hellmark »Feuervogel« getauft hatte, wurde schneller. Wie ein dunkler Pfeil jagte es über die Piste und hob ab. Die Räder wurden in den Rumpf des Kleinflugzeuges eingezogen.

Hellmarks Maschine verschwand in der Ferne, er jagte dem offenen Meer entgegen.

*

»Andrew? Andrew?«

Er vernahm den Namen wie aus weiter Ferne. Er fühlte sich matt und elend und wäre am liebsten gleich wieder eingenickt, aber die nagende Stimme und das ständige Rütteln riß ihn in die Wirklichkeit zurück.

»Kannst du mich hören?«

»Ja.« Er öffnete die Augen. Schemenhaft zeichneten sich die Umrisse eines hellen Gesichtes ab.

»Julia!« wisperte er.

»Andrew!« entgegnete sie erleichtert. »Endlich. Nach so langer Zeit. Ich habe schon gar nicht mehr daran geglaubt, daß du überhaupt noch einmal zu dir kommen würdest.«

Stöhnend richtete er sich auf. Er merkte, daß der Boden weich und warm war.

Mit Gras und Moos bewachsene Erde. Vor ihm in der Dämmerung ragten mächtige Felsblöcke in den dunklen Himmel.

»Es ist noch einmal alles gutgegangen. Gott sei Dank!« Nach der langen Benommenheit klang seine Stimme ein wenig fad und fremd. Doch das gab sich erstaunlich schnell wieder.

»Wie geht es dir?« Julia war sehr bleich. Es kam ihm vor, als wäre sie spitzer geworden.

»Gut. Ich bin bewußtlos gewesen, aber sonst scheint alles okay. Keine Verletzung. Wie sieht es mit dir aus?«

Sie musterte ihn mit einem eigenartigen Blick. Er sah, daß sie nur noch das Unterteil ihres Bikinis trug. Ihre Schultern zeigten Kratzer und Schleifspuren.

Bevor er noch etwas sagen konnte, versicherte sie: »Es ist gut, mir ist nichts passiert. Die Felsen sind ein bißchen scharfkantig gewesen. Ich muß nur ganz kurz ohnmächtig gewesen sein. Ich war schon bald wieder bei mir. Ich lag in einer felsigen Bucht. Es war so dunkel wie jetzt.«

Den letzten Satz sprach sie mit einer eigenartigen Betonung aus.

»Dann habe ich etwas gesehen, Andrew«, fuhr sie fort.

»Was?« bohrte er, als sie nicht sofort weitersprach.

»Der Bucht schloß sich eine große Höhle an. Darin hat sich etwas bewegt. Etwas Schreckliches, Andrew.«

Er wollte Näheres wissen. Sie erzählte von dem riesigen Totenschädel, den sie gesehen zu haben glaubte.

»Du hast geträumt.« Er schüttelte den Kopf und lachte sogar.

»Nein, ich habe nicht geträumt. Ich habe ihn später noch einmal gesehen. Als ich zum zweitenmal zu mir gekommen bin.«

Mit ihrer Hilfe kam er auf die Beine.

»Wo sind wir hier gestrandet, Andrew?«

»Wenn ich das wüßte, Julia, wäre mir wohler. Aber jetzt zeigst du mir erst einmal die komische Höhle, und dann warten wir den Tagesanbruch ab und werden weitersehen.«

Er blickte sich in der Runde um. »Ich kann keine Höhle sehen.«

»Ich habe dich – nachdem ich wieder zu mir kam – gesucht und auf einem Felsplateau gefunden. Auch du hast so gelegen, daß du praktisch genau den Höhleneingang hättest sehen müssen. Ich habe dich von dort weggezogen. Stück für Stück.«

»Und ich bin nicht zu mir gekommen?«

»Nein, erst jetzt. Ich habe mindestens drei bis vier Stunden dafür gebraucht.«

Andrew Langdon klappten die Mundwinkel herunter. Er starrte sie an, als hätte sie den Verstand verloren.

»Und was du vom Tagesanbruch sagst, Andrew, das kann nicht ganz stimmen. Ich bin seit Stunden wach. Nachdem ich dich hierhergebracht hatte, habe ich pausenlos versucht, dich aus der Ohnmacht zu wecken. Ein halber Tag, ein ganzer, ich weiß es nicht

mehr.«

»Das ist unmöglich«, schluckte er. »Ich glaube, ich träume.«

»Nein, du träumst nicht mehr. Jetzt bist du wach.«

Da merkte er, was sie mit ihren Worten gemeint hatte. Er fühlte, wie sein Herzschlag zu rasen begann. »Was du da eben gesagt hast, ist nicht dein Ernst, Julia. Ein halber Tag – ein ganzer?«

»Seit ich wach bin, ist es nicht heller geworden und auch nicht dunkler. Irgend etwas stimmt hier nicht, Andrew. Ich werde das Gefühl nicht los, daß wir nicht auf einer Insel, sondern direkt im Vorraum der Hölle gelandet sind.«

*

Er packte sie wortlos bei der Hand und ging mit ihr über den grasbewachsenen Untergrund auf die Felsenhalbinsel zu, die sich vor ihnen im Dämmerlicht ausbreitete.

Wie ein langer Finger ragte, sie in das ruhige Meer.

Die Reste des Trimarans lagen über die Felsen verstreut. Die Ausleger waren durchgebrochen wie Streichhölzer, die Kabine war völlig zerstört, das Schiff, das sie über den Pazifischen Ozean bis zu den Galapagos-Inseln und von dort aus zurück nach Australien hatte bringen sollen, war in drei Teile zerbrochen.

»Es macht seiner Bezeichnung Trimaran alle Ehre«, grinste Andrew. Julia fragte sich, woher er jetzt den Humor nahm.

»Wir sollten froh sein, daß wir noch am Leben sind. Es hätte auch anders ausgehen können«, sagte er nach einer Weile, als sie ihm zeigte, wo sie ihn gefunden hatte.

Er hatte genau auf einem glatten Felsplateau zwischen zwei wie Stalagmiten aufragenden Felsbrocken gelegen. Wie durch ein Wunder waren beide außer einigen kleinen Schürfwunden und Kratzern unverletzt.

Dann richtete Andrew Langdon seinen Blick auf die mächtige Felsenhöhle, die sie wie ein riesiges Maul angähnte.

»Da ist esgewesen«, zeigte Julia.

»Ich kann nichts sehen«, entgegnete er, vorsichtig auf den jetzt scharfkantigen Felsen weitergehend, die direkt auf den Höhleneingang zuführten. Andrew Langdon fuhr sich durch sein braunes, kurzgeschnittenes Haar und zuckte die Achseln. »Du hast phantasiert. Das ist kein Wunder. Auch dein Zeitgefühl stimmt nicht. Ich kann unmöglich so lange bewußtlos gewesen sein, wie du gesagt hast. Als es geschah, war es später Nachmittag. Jetzt ist es Abend, Julia.«

»Hier stimmt vieles nicht, Andrew. Denk doch nach! Erst der eigenartige Nebel, dann der Sturm, dann dieses Eiland. Ich kenne die Karte, ich weiß, wo wir uns befanden. Im Umkreis von Hunderten von

Seemeilen gibt es keine Insel, die einen solchen Charakter haben dürfte.«

Er kratzte sich im Nacken. »Da muß ich dir recht geben, Darling. Aber ich kann auch einen Fehler gemacht haben. Vielleicht befanden wir uns südlicher, als wir dachten.«

»Aber der Zeit entsprechend waren wir nicht weiter als bis zur Clarin-Graben-Zone, Andrew.«

Er nahm sie in die Arme. »Du bist nervös. Das ist kein Wunder. Wir sind auf einer Insel, davon müssen wir ausgehen. Und das, was ich in der Dämmerung bisher gesehen habe, läßt große Hoffnung zu. Es gibt Gras, Büsche, ich habe Umrisse von Palmen gesehen. Wir werden hier Trinkwasser finden. Auch zu essen werden wir haben. Wir sind nicht auf einem kahlen Felsklotz gestrandet, auf dem nichts wächst und gedeiht. Aber dies alles kann ich noch besser beurteilen, wenn es erst Tag wird.«

»Es wird keinen Tag geben, Andrew.«

Er lächelte. »Es wird, Julia, laß dir das gesagt sein und…«

»Andrew!« Sie schrie plötzlich auf und riß ihm das Wort von den Lippen.

Ihre Hand deutete auf den Höhleneingang. »Da – ist es wieder!«

Er hielt den Atem an, er sah es auch. Ein riesiger Totenschädel schwebte vor ihnen im Eingang der Höhle. Er sah so furchtbar aus. Julia preßte sich an ihren Begleiter und krallte ihre Fingernägel in seinen Oberarm.

Die Vision hielt minutenlang an, dann erlosch sie wieder.

»Was hat das zu bedeuten, Andrew?«

»Es müssen Menschen hier leben«, überlegte Andrew. »Eingeborene. Wir müssen in einer Bucht gestrandet sein, wo sie möglicherweise ihre Toten beisetzen.« Aber noch während er dies sagte, merkte er, auf welch schwachen Füßen seine Hypothese stand. »Ich werde es herausfinden«, sagte er unvermittelt.

»Was hast du vor?«

Er löste sich von ihr und ging direkt auf die Höhle zu. Nach zwanzig Schritten blieb er stehen. Julia war ihm gefolgt.

»Bitte gehe nicht rein!« flehte sie.

»Nur ein paar Schritte!«

»Ich habe Angst.«

»Aber es ist wie ein Signal. Wer oder was macht sich damit bemerkbar?«

Sie seufzte, und ihre kleinen festen Brüste spannten sich. »Manchmal habe ich das Gefühl, als wären wir beide nicht mehr am Leben, Andrew. Ist so der Tod, daß man nicht mehr weiß, wo man sich befindet, wo es keinen Tag und keine Nacht gibt?«

Er blickte sie an. »Ich weiß nicht, Julia.« Seine Stimme klang ernst.

»Ich werde einen Blick in die Höhle werfen. Warte hier auf mich!«

Er blickte sich noch einmal um, als gelte es Abschied zu nehmen.

Er mußte sich eingestehen, daß er mit einer Situation, die er nicht begriff, nichts anfangen konnte.

Julia und er waren Komparsen in einem schlechten Stück, von dem sie nicht wußten, wie es ausging.

Sie waren zum Spielball dämonischer Mächte geworden, die selber die Insel nicht betreten konnten. Ein unsichtbarer Schutzwall hielt die beobachtenden, lauernden, fiebernden Dämonen ab.

Es hatte auch gar keinen Sturm gegeben. Eine Insel war aus den Tiefen des Meeres aufgetaucht, die Insel Marlos.

Der Trimaran mit Andrew und Julia war nahe genug gewesen, um in das Geschehen einbezogen zu werden.

Das Erbe Hellmarks war für die Dämonen tabu. Darum wurden Andrew und Julia auf die Insel geworfen.

Durch Menschen konnte auf der Insel etwas geschehen. In dem Augenblick, wo ein Mensch vor Hellmark die Geister-Höhlen betrat, wurde ein Vorgang ausgelöst, der die Zukunft entscheidend bestimmen würde. Die freundlichen Geister, die das Erbe des Sohnes des toten Gottes gehütet hatten, würden entweichen. Ihre Botschaft würde in alle Winde verweht, und Hellmark müßte leer ausgehen.

Langdon wußte von alledem nichts. Er merkte nur, daß der düstere, dunkelpulsierende Eingang der Höhle, in dem der titanenhafte Schädel erschienen war, ihn magisch anzog.

Er mußte wissen, weshalb es zu der Erscheinung gekommen war.

»Ich bin gleich zurück.« Er ließ Julia stehen.

Noch drei Schritte, noch zwei, noch einer. Dann passierte er die Grenze zu einer anderen Welt, und dies im wahrsten Sinne des Wortes.

Der Pfad ging bergab, langsam aber stetig. Die Dämmerung wurde erstaunlicherweise nicht stärker. Er konnte noch immer die Umrisse der Felswände sehen, die gigantischen Blöcke und spitzen Felszungen, die aus dem Boden ragten und das Loch, in das er hineinlief, von allen Seiten wie eine natürliche Mauer abgrenzten.

Stimmen trieben ihn voran. Er verstand sie nicht. Sie waren schön, beeindruckend, faszinierend.

»Andrew? Andrew?« Aus weiter Ferne eine rufende Stimme.

Julia…

Er blieb stehen. Richtig, er hatte ihr versprochen, nicht zu weit zu gehen.

Aber er drehte sich nicht um. Er ging weiter, Schritt für Schritt, er brachte es nicht fertig sich umzudrehen und die Höhle zu verlassen.

Und vor der Felsenbucht triumphierten die Dämonen. Sie kamen dem gesteckten Ziel näher.

*

Cyril, der Dämonenbote Molochos', hielt sich keine Sekunde länger auf dem Genfer Flughafen auf als notwendig.

Er eilte auf den Parkplatz und stieg dort in den abgestellten silbergrauen Audi.

Wenige Minuten später glitt er in den fließenden Verkehr. Er fuhr in Richtung französische Grenze. Bald bog er aber in eine weniger befahrene Straße ein.

Hinter einem drei Meter hohen Bretterzaun lag ein Privatgrundstück. Das Lattentor hing windschief in den Angeln. Der Besitzer des Grundstücks gehörte einer Gruppe an, die schwarze Messen und Teufelsanbetungen praktiziert hatte, bis sie auf die »Chronik der Totenpriester« stieß, in dem geheimnisvolle und gefährliche Riten zu Ehren des Schwarzen Priesters Molochos standen, der eine besondere Stellung im Reich der Dämonen einnahm.

Doch noch ehe die Gruppe sich wirklich mit Molochos beschäftigen konnte, war Cyril aufgetaucht. Mit einem Auftrag Molochos. Das Grundstück lag nämlich ganz in der Nähe des Ortes, wo Hellmark zu Hause war. Hier ließ sich einiges in Ruhe planen, von dem Hellmark nicht die geringste Ahnung hatte.

Cyril mußte den Audi verlassen und erst das knarrende Tor auf die Seite drücken. Dann fuhr er in den Innenhof.

Das Gebäude in der Mitte des Hofes erinnerte an einen ehemaligen Gutsbesitz. Kein Mensch kam hier vorbei, keiner kümmerte sich um diesen Besitz.

Es war ein idealer Treffpunkt für lichtscheue Zeitgenossen.

Cyril schloß das Tor wieder. In den Hof, der von knorrigen Bäumen umstanden war, schien nie ein Sonnenstrahl einzudringen. Er war feucht und düster. Der bräunlich-rote Verputz an der Hausfassade bröckelte ab. Viele Fenster waren zersplittert und nur noch die kahlen, fauligen Fensterrahmen hingen darin.

Mehrere Autos standen geparkt. Unter ihnen ein dunkler VW-Bus. In ihm war der Schrankkoffer mit Carminia Brado transportiert worden.

Der Dämon, der sich das Aussehen eines Menschen gegeben hatte, eilte zur Hintertür. Die alte Holztür war nicht verriegelt. Hinter ihr führten drei Stufen nach unten. Es folgte ein handtuchschmaler Korridor. Es roch modrig und feucht.

Der Gang machte einen scharfen Knick. Dann wieder eine Tür.

Auf einfachen Holzbänken warteten die sechs Vermummten, die hier ihre geheimen Zusammenkünfte abhielten.

Sie hatten sich durch ihren Kontakt mit den Dämonen eine Ausgangsposition geschaffen, die sie ausbauen wollten. Mit Hilfe

Cyrils erwarteten sie entscheidende Hinweise darüber, was sie tun mußten, um Molochos selbst dazu zu bringen, sich unter treuen Dienern und Anhängern zu zeigen. Mit Molochos an der Seite würde es nur ein kurzer Schritt sein, Einfluß, Reichtum und irdische Macht, vielleicht sogar ewiges Leben zu gewinnen.

Man mußte sein Gewissen ablegen, durfte nicht mehr nachdenken über das, was man tat. Spontan und umfassend mußte das Böse getan werden und das mit Lust.

Als Cyril in den Keller kam, wo der Tisch stand, an dem Carminia Brado noch vorhin gesessen hatte, blickten ihm sechs Augenpaare erwartungsvoll entgegen.

»Er ist abgeflogen«, sagte er nur.

»Dann werden wir sie töten«, sagte einer spontan und erhob sich.

Cyril schüttelte den Kopf. »Er ist zu sehr im Fieber. Er ahnt nicht, was eigentlich vorgeht. Wir haben spät reagiert…«

»Molochos wird uns zürnen«, stöhnte ein dritter.

»Aber nicht zu spät«, beschwichtigte Cyril. »Noch ist alles drin. Ich habe von Molochos keinen Hinweis dafür bekommen, daß die Aktion mißlungen ist. Es erfolgt ein Einsatz an zwei Fronten. Unsere ist im Moment die wichtigere. Wir müssen Hellmark zurückhalten. Das schaffen wir auch. Laßt mich nur machen! Das Mädchen werden wir nicht töten. Warten wir ab! Wir halten sie hier gefangen. Vielleicht kann sie uns noch nützen.«

Carminia Brado erfuhr nichts von dieser Absicht.

Man hatte sie in einen separaten Kellerraum geworfen, in den kein Lichtstrahl eindringen konnte.

Sie vernahm leise, gedämpfte Stimmen, konnte aber nicht verstehen, was gesprochen wurde.

Sie war allein in einem fremden Haus, in dem keine Menschenseele lebte. Sie tastete die Wände ab, die Tür. Sie hatte den Gedanken gefaßt, zu fliehen. Aber wie? Der Kellerraum war eine ideale Gefängniszelle. Sie wußte nicht, an welcher Stelle sie etwas anfangen konnte.

Das Ohr an die massive Holztür gepreßt, lauschte sie.

Leise Schritte. Jemand lief hin und her und…

Sie schluckte. Motorengeräusch. Mehrere Wagen. Weit weg, noch weiter weg. Sie fuhren davon, entfernten sich von dem Haus, in dem sie gefangen saß.

Sie hatte plötzlich eine Idee.

*

Cyril hatte alle weggeschickt. Außer einem. Der sollte die Wache hier im Haus übernehmen.

Der Dämon mit den dunklen kalten Augen saß an dem kleinen Tisch, auf dem das alte, speckige, nach Pfeffer und aromatischen Gewürzen riechende Buch lag. Die »Chronik der Totenpriester«.

Er starrte auf die handgeschriebenen Zeilen, die das brüchige, vergilbte Papier bedeckten.

Aber er nahm den Sinn der Worte nicht in sich auf.

Cyril hielt Zwiesprache mit seinem Meister Molochos.

»Ich bin mit dem Verlauf der Dinge nicht zufrieden, Cyril.« Die furchtbare Stimme konnte einen Menschen zu Tode erschrecken.

Der andere, Walter Hinnerlen, den Cyril für die nächsten Stunden als Wache bestellt hatte, merkte von alledem nichts.

Cyril saß oft gedankenverloren an dem klobigen Tisch und meditierte.

Hinnerlen hatte das schwarze Gewand und die Kapuze abgenommen.

Er saß in einer Ecke und zündete sich eine Zigarette an. Er war ein Mann Mitte vierzig, mit aufgeworfenen Lippen und einer Knollennase. Er war selbständiger Geschäftsmann. Seit Jahren befaßte er sich mit okkulten und übersinnlichen Phänomenen. Er wünschte, auf leichte Weise zu Geld und Einfluß zu kommen, und da er überzeugt war, daß er dies durch Fleiß und Arbeit nicht schaffen konnte, hatte er nach einem anderen Weg gesucht und diesen auch gefunden.

Hinnerlen blickte wortlos hinüber zum Tisch, wo Cyril, der Dämonendiener, Zwiesprache mit seinem teuflischen Meister hielt.

»Ich werde alles tun um Hellmark noch aufzuhalten.« Cyril sagte es leise, aber laut genug, daß Hinnerlen noch mitbekam, worum es ging. Nur die Antwort des unheimlichen Wesens jenseits dieser Welt konnte er nicht hören.

»Ich verlasse mich auf dich, ich habe großes Vertrauen in deine Mission gesetzt. Ein Wort zu Morton Clinch, Cyril: sprich mit ihm! Sollte Hellmark wider Erwarten schneller auf Marlos sein, als uns lieb ist, dann verändert sich die Situation von Grund auf. Clinch soll seine Abreise mitteilen. Er soll sich in Hellmarks Wohnung aufhalten. Es gibt dort einen Raum, der mit magischen Zeichen gesichert ist und in den kein Dämon eindringen kann. Aber Clinch ist ein Mensch. Er kann den Raum betreten. Dort liegen die Insignien der Herrschaft Hellmarks: das Schwert des toten Gottes und das Buch der Gesetze. Aber diese Dinge haben nur zweitrangige Bedeutung, Cyril. Morton Clinch wird dort einen sehr großen und sehr alten Spiegel finden. Er ist mit einem Tuch zugehängt. Er muß den Spiegel so stellen, daß er nach Südosten weist.«

»Warum?«

»Ich werde alles sagen, wenn es an der Zeit ist. Clinch muß in Hellmarks Haus sein.«

»Ich werde gehorchen, großer Meister.«

»Sag ihm, daß ich an ihn herantreten werde, wenn die Zeit gekommen ist.«

Molochos' Stimme verebbte.

Der Dämon erhob sich.

»Alles vorbei?« erkundigte sich Hinnerlen. Auch er stand auf. »Gehst du jetzt?«

»Ja.«

Hinnerlen nickte. »Zeig mir, wie du es machst, Cyril!«

Der Dämon verzog spöttisch die Lippen. »Du wirst es auch einmal können.«

»Wann?«

»Irgendwann, wenn Molochos es will. Man muß sich in Geduld üben. Man kann die Hölle nicht zwingen.«

»Aber ihre Geister.«

»Manchmal und nicht alle!« Cyril wußte, daß Hinnerlen eine Reihe von Beschwörungsformeln beherrschte, mit denen er niedere Geister rufen konnte. Aber er konnte einen höheren Rang erreichen, wenn er diese Mission erfolgreich zu Ende führte.

Molochos war auch nur ein Mensch gewesen und war mehr, geworden als ein Dämon. Er war dem Satan gleich, war Mensch und Dämon, Schwarzer Priester und Magier, dem diesseits und jenseits der Wirklichkeit fast alles möglich war, wenn er seine Fähigkeiten und seine Hilfsgeister geschickt einsetzte.

Cyril strebte danach, einer der siebenundsiebzig Dämonen zu werden, die einem der sieben Priester direkt unterstanden.

Wortlos nahm er das dunkle Gewand und zog es an, die rote Kapuze ließ er zurück.

»Was muß ich tun?« Hinnerlen sah die Gelegenheit günstig, Cyril ins Gespräch zu ziehen, während die anderen nicht da waren.

»Molochos' Interesse wecken. Warte ab. Vielleicht kommst du heute weiter als du denkst. Denk an das Mädchen. Molochos wird Opfer fordern. Wärst du bereit, sie zu töten?«

»Auf der Stelle.«

»Ich komme auf dich zurück.« Cyril nickte. Das war das letzte, was Walter Hinnerlen von ihm sah. Der Dämon verschwand lautlos. Er löste sich auf wie Luft.

Walter Hinnerlen war allein. »Ich werde es auch schaffen«, murmelte er. Die Besessenheit, die seine Seele erfaßt hatte, leuchtete aus seinen Augen. »Eines Tages werde ich sein wie Cyril. Ich werde jeden Ort der Welt aufsuchen können, ohne auch nur einen einzigen Schritt zu gehen. Mächtiger Molochos, erhöre mich! Gib mir ein Zeichen!« Er drehte seinen Kopf zur Zelle, wo Carminia Brado untergebracht war. Es kam ihm so vor, als hätte er dort ein leises

Rascheln vernommen. »Laß mich der erste sein, der dir das Blut dieser Frau darreicht, der den Altarstein damit tränkt, der deine Lieblingsfarbe hat, die des Blutes!«

*

Der Dämon tauchte aus dem Nichts heraus auf.

Doch Dickson-Clinch erschrak nicht.

Er hatte sich langsam daran gewöhnt, daß sich Besucher aus der Hölle auf diese Weise einfanden.

Dickson-Clinch blickte auf den Dämon, dessen spitzes, abweisendes Gesicht ihm vertraut geworden war.

»Du wirst nicht an dem Empfang teilnehmen, du wirst absagen. Morton Clinch.« Der Dämon nannte ihn immer noch bei seinem alten Namen, obwohl er einen neuen Körper hatte. Clinch hörte sowohl auf seinen alten als auch auf seinen neuen Namen. Er hatte nicht die geringsten Schwierigkeiten damit. »Dir wird schon etwas einfallen.«

»Gut. Und was soll ich statt dessen tun?«

Cyril erklärte es dem Menschen. Der war mit allem einverstanden.

Der Dämon blieb nicht lange.

Er verschwand auf die gleiche Weise, wie er gekommen war.

Reginald Dickson-Clinch rief unten im Empfang an und bat darum, seine Rechnung fertig zu machen.

*

Cyrils unheilvoller Geist tauchte unter im Wirrwarr ihn umgebender Informationen.

In den Kontrolltürmen der großen Flugplätze jener Länder, wo Hellmark sich per Funk meldete, wo er zwischenlandete, um neu aufzutanken und dann sofort weiterflog, schnappte er die entscheidenden Nachrichten auf.

Niemand bemerkte die Anwesenheit des Unsichtbaren, der lauerte, registrierte und sich darüber Klarheit verschaffte, wie Hellmarks Flugplan verlief.

Dämon Cyril materialisierte in Honolulu. Hier, auf der Insel Oahu, wollte Hellmark als nächstes zwischenlanden.

Doch Cyril war als erster dort. Und er legte seine Netze aus.

Er kannte die Straßen und Kneipen, in denen man die Bekanntschaften machte, die man brauchte.

In der »Manaloa-Bar« verkehrten die Leute, von denen man genau wußte, daß sie Dreck am Stecken hatten, denen man ihre schmutzigen Geschäfte aber nicht im geringsten nachweisen konnte.

Cyril, in der Maske eines amerikanischen Touristen mit Buschhemd

und khakifarbenen Shorts, schwang sich auf einen der leerstehenden Hocker. Ein braungebrannter Mann mit buschigem Haar schlürfte neben ihm einen eisgekühlten Gin Fizz.

»Sie sind Yamo, nicht wahr?«

»Stimmt.« Yamo wandte dem Fremden das Gesicht zu: das Gesicht eines Hawaiianers, breit und grobporig, mit deutlichen Merkmalen durchfochtener Schlägereien.

»Ich weiß, daß man mit Ihnen Geschäfte machen kann.«

Der Hawaiianer zeigte sein großes Gebiß. »Kommt ganz drauf an.«

»Ich weiß es von Fred.«

Der Name funkte. Fred war ein kleiner Gauner, der am Hafen alleinreisenden Touristen pikante Farbfotos mit nackten Mädchen anbot und sich auch gegen ein entsprechendes Entgelt bereit erklärte, den Herrschaften verbotene Plätze zu zeigen, wo garantiert etwas zu erleben war, was sie ihr ganzes Leben nicht mehr vergaßen. Das stimmte übrigens. Denn die Herrschaften wurden in einen Hinterhalt gelockt, niedergeschlagen und ihrer Wertsachen und ihres Geldes beraubt. Die Polizei kam meistens zu spät oder gar nicht. Die Betrogenen kamen mit blutenden Kopfwunden irgendwo wieder zu sich. Manche meldeten ihr Mißgeschick, andere zogen es vor, zu schweigen, weil sie sich genierten.

An Fred konnte man sich aber auch wenden, wenn man größere Dinge im Sinn hatte. Für eine kleine Vermittlungsgebühr nannte er zum Beispiel Leute wie Yamo.

»Wie groß soll das Geschäftchen sein?« wollte der Breitgesichtige wissen.

Cyril bestellt sich ebenfalls einen kühlen Drink, und da er sah, daß Yamo sein Glas gerade leerte, bestellt er gleich für den noch einen mit.

»Ich brauche drei – wenn nicht sogar vier Leute, die die Sache in die Hand nehmen.«

Yamo spitzte die Lippen. »Das wird nicht billig, Mister. Die Preise steigen bei uns auch. Kein Wunder. Weltweite Inflation.« Er zuckte die Achseln und grinste.

»Geld spielt keine Rolle.« Cyril griff in seine Hosentasche. Er schob das Banknotenbündel Yamo zu. »Gehört Ihnen. Tausend. Als Anzahlung. Ein Drittel – ein Viertel – ganz wie Sie wollen.«

Yamo hatte bestimmt schon manches in seinem Verbrecherdasein erlebt, aber so etwas noch nie.

»Ihnen muß es verdammt ernst sein. Was soll passieren?«

»Sie sollen einen Menschen beseitigen.«

Yamo prustete. »Für drei- nein viertausend Mille lege ich ein ganzes Dutzend um.«

»Mir reicht einer.«

»Wer ist es, wo ist er?« Yamo zeigte sich interessiert. »Geschultes

Personal steht zur Verfügung, dafür leg ich meine Hand ins Feuer.«

Er ließ die Banknoten in seiner Hosentasche verschwinden. Wie durch Zauberei aber zog er aus dem Bündel wahllos einen Schein hervor und spielte damit, als wäre er in Gedanken versunken. Cyril aber entging nicht, daß er den Schein auf seine Echtheit überprüfte.

»Die sind echt wie Ihre Zähne«, sagte Cyril und grinste, als wäre ihm ein besonders guter Witz gelungen. Und dann erzählte er. Von Hellmark.

Er sagte nur das, was Yamo unbedingt wissen mußte, um seine Vorbereitungen noch treffen zu können.

»Er kommt noch heute in Honolulu an. Gegen Mitternacht. Aber er hält sich nicht lange auf. Es ist bekannt, daß er die Düsenmaschine hier in einem Hangar abstellt. Über Funk wurde bereits eine andere Maschine gechartert. Ein Wasserflugzeug.«

»Bei welcher Gesellschaft?«

»Bei Sea-Tours.«

»Aha.« Dieses Unternehmen führte Rundflüge mit Sport- und Wasserflugzeugen über die umliegende Inselwelt durch.

»Hellmark muß von der Bildfläche verschwinden. Man darf ihn nicht finden.«

Yamo hörte interessiert zu. »Eines muß ich noch wissen: verläßt er den Flugplatz?«

»Nein.«

Des Hawaiianers Augen wurden zu schmalen Schlitzen. »Das erschwert die Sache allerdings.« Er rieb sich sein ausladendes Kinn. »Und verteuert sie. Ich muß einen Extramann abstellen.«

»Wieso das?« wollte Cyril wissen.

»Es ist anzunehmen, daß ein Techniker oder Beauftragter von Sea-Tours das Wasserflugzeug übergibt. Ich muß diesen Mann bestechen oder seine Rolle von einem meiner Leute übernehmen lassen oder beides. Das kann ich noch nicht sagen.«

»Kostet mehr?«

»Einen Tausender. Die Hälfte des Gesamtbetrages bei Auftragserteilung, die andere Hälfte nach Erledigung.«

Cyril nickte. »Ich sagte: Geld spielt keine Rolle. Wichtig ist, daß alles klappt.«

»Sie können sich auf uns verlassen. Gift, Messer und Pistole fallen aus. Wir müssen den Burschen erst vom Flugplatz holen, ehe wir aktiv werden. Ich kenne ein paar verschwiegene Plätzchen in den Buchten, wo kein Mensch jemals seinen Fuß hinsetzt. Was halten Sie davon, wenn wir das, was wir von ihm übriglassen, den Fischen zum Fraß vorwerfen?«

»Ich sehe, ich bin an der richtigen Adresse. In zehn Minuten haben Sie, die Anzahlung, Mister Yamo.«

*

Je tiefer Andrew Langdon in die rätselhafte Höhle eindrang, desto seltsamer wurde ihm zumute.

Mit jedem Schritt wurde es um ihn herum eigenartigerweise nicht dunkler, sondern heller.

Die Wände waren mit riesenhaften, geheimnisvollen Fresken geschmückt. Die Höhle hatte gigantische Ausmaße. Er ertappte sich bei dem Gedanken, daß der ganze Berg im Innern hohl sein müßte, um einen so gewaltigen Raum umschließen zu können.

Er hob den Kopf, blickte zum himmelähnlichen Rund empor, das ebenfalls mit Fresken bedeckt war.

Kampfszenen, Schlachten zwischen Fabelwesen.

Seine Schritte wurden verschluckt. Nichts hallte in der riesigen Höhle, in der Totenstille herrschte.

Als er sich umsah, baute sich vor ihm eine gewaltige Pyramide auf, die sich in dem diffusen Licht zu schwindelerregender Höhe erhob.

Auf den zahllosen Stufen hockten dicht gedrängt Gestalten. Aus der Ferne wirkten sie winzig klein.

Als Andrew aber darauf zuging, sah er die einzelnen Gestalten immer genauer. Es waren lauter Tote, prächtig, phantastisch bekleidete Skelette.

Er stellte keine Fragen, hatte keine Empfindung. Wie in Hypnose ging er immer näher an diese unübersehbare Versammlung von Toten heran.

Er stand im Dom der Toten, und die Skelette waren die guten Geister, die jahrtausendelang die Botschaft gehütet hatten, die für den Sohn des toten Gottes bestimmt war.

Mit Andrew Langdon war nun ein sterblicher Mensch in den Dom eingetreten. Damit löste sich der Bann, der die Geisterschar an die Pyramide gebunden hatte.

Es entstand eine schwirrende Bewegung. Wie ein Termitenheer setzten sich die buntgekleideten Skelette in Bewegung. Hier und da löste sich schon eine Gestalt aus der Gesellschaft und wurde frei.

Wispernde Stimmen erschollen. Aber Langdon verstand sie nicht, denn sein Bewußtsein war nicht für die Aufnahme jener Botschaft vorbereite.

Der erste hohe Würdenträger, von dem das Skelett erhalten geblieben war und der in ein eisgraues, mit schimmernden Silber- und Goldfäden besticktes Gewand gehüllt war, reagierte.

Sein über Äonen konservierter Geist schwebte durch das weite Rund, streifte den Menschen, dehnte sich aus wie ein Luftstrom, und strebte dem riesigen Trichter, dem Ausgang zu und wurde unsichtbar.

Eine wichtige Botschaft, für Hellmark bestimmt, ging verloren. Die Stimme verebbte, der lange Zeiten überdauernde Gedanke verging wie ein Windhauch. Eine Geburt, der unmittelbar der Tod folgte.

Der Geist ging ein in die mystischen Gefilde ohne Zeit und Raum. Wie die Naturgesetze auf der geheimnisumwitterten, der Menschheit unbekannten Insel Marlos es verlangten.

Julia Barry hatte sich in der Zwischenzeit dem Höhleneingang genähert. Aber sie wagte nicht, auch nur einen einzigen Fuß in das Innere der düsteren Höhle zu setzen.

Mehr als einmal hatte sie gerufen.

Andrew antwortete nicht, und Angst und Sorgen peinigten sie.

Er war leichtsinnig gewesen. Wie hatte er das nur tun können?

Wenn etwas passiert war?

Sie hoffte selbst, daß das Ganze nur ein böser Traum war, aus dem sie hoffentlich bald erwachte.

Streifte sie da nicht ein Hauch? Fühlte sie Tür den Bruchteil eines Augenblicks nicht einen jubelnden Gedanken, der aufflatterte wie ein Vogel, so daß sie Freude und Erleichterung empfand, was eigentlich in dieser Situation nicht am Platz war?

Und dann war da noch etwas.

Nur wenige Zentimeter vor ihr veränderte sich der nackte Felsboden. Etwas kam aus dem Boden: Gras… Moos – plötzlich sprossen farbige Blumen aus dem nackten Gestein.

Julia sprang mit einem erschreckten Aufschrei zurück.

Was hat das zu bedeuten?

Wie ein Lauffeuer breitete sich der Blumen- und Grasteppich vor ihren Füßen aus, wider alle Gesetze der Natur.

Auch die Luft veränderte sich. Die Düsternis hellte auf.

Nichts erschien langsam. Alles entstand ruckartig.

Die Australierin konnte nicht wissen, daß mit jeder befreiten Seele, die dem legendären Dom der Toten entschwebten, Marlos zu seiner wahren Existenz erwachte.

Eine Insel erwachte aus ihrem Dornröschenschlaf.

Julia Barry packte das Grauen, obwohl der wachsende Blumenteppich alles andere als eine erschreckende Erscheinung war. Sie begriff das nicht.

Sie wußte nichts von den Geistern, deren unverstandene Botschaften verpufften, die eingingen in das Reich ohne Raum und Zeit, um sich mit dem allmächtigen Allgeist zu vereinen und ein Teil des Universums zu werden.

Einer nach dem anderen verließ den toten Leib, der auf der gigantischen Pyramide zu einem ewigen Denkmal geworden war.

Da geschah etwas mit den zersplitterten Resten des Trimaran.

Kein Wind ging, keine große Welle überspülte den Strand. Und

doch bewegten sich die zersplitterten Reste.

Der eine Auslegen schwebte sekundenlang in der Luft, als würde ihn eine unsichtbare Hand anheben.

Julia Barry glaubte ihren Augen nicht trauen zu können.

Holzsplitter fügten sich zusammen, abgespaltene Ecken, Risse, Löcher verschwanden. Der Knick in dem Ausleger war nicht mehr vorhanden.

Alles fügte sich wieder zusammen.

Das war zuviel für Julia Barrys Nerven. Sie fing an zu rennen.

Was immer hier auch geschah, es kam aus der unheimlichen Höhle, die sie als erste wahrgenommen hatte und in der Andrew verschwunden war.

Geister, Blendwerk, Höllenspektakel!

Die Australierin rannte wie von Furien gehetzt weg von der felsigen Bucht, hinein in das offene Land, das sich weit und eben vor ihr auslehnte, in langsam wachsender Helligkeit.

*

Einer hätte das, was jetzt auf Marlos geschah, erklären können.

Björn Hellmark alias Macabros.

Immer stärker fühlte er das, was zu tun war, wohin er sich wenden sollte und was ihn auf Marlos erwartete.

*

Die Geister-Höhlen.

Dort harrten die Botschaften, die er kennen mußte, um Molochos, dem obersten der Schwarzen Priester, ein für allemal das Handwerk zu legen.

Björn befand sich wenige Minuten vor dem Anflug auf den Internationalen Flughafen von Honolulu.

Der Deutsche ging auf tausendzweihundert Meter herab, wie der Fluglotse verlangte.

Hellmark umflog den Airport einmal. Dann setzte er zur Landung an.

Seit über zwanzig Stunden war er unterwegs. Seit seinem Abflug in Genf hatte er kaum etwas gegessen und kein Auge zugemacht. Ununterbrochen war er wach gewesen und er spürte auch jetzt noch nicht die geringste Erschöpfung.

Die Zeit drängte. Der geheimnisvolle Ruf, den er vernommen hatte, forderte Erfüllung.

Es war ein Fieber, das ihn gepackt hatte, ein Fieber, wie es kein Mensch vor ihm gehabt hatte und das durch keines der bisher

bekannten Medikamente beeinflußt werden konnte.

Er hatte alles vergessen, was hinter ihm lag. Nur die unmittelbare Zukunft hatte Bedeutung.

Er war Hellmark, er war Macabros, er war der Sohn des toten Gottes.

Die Maschine setzte auf. Sanft. Hellmark war ein ausgezeichneter Pilot.

Er verließ wenig später die Maschine.

Die bürokratischen Angelegenheiten waren per Funk erledigt worden. Ein Abgesandter der »Sea-Tours« erwartete ihn auf dem Flughafen.

Während die zweistrahlige Düsenmaschine Björns von einem Piloten der »Sea-Tours« auf den Abstellplatz rangiert wurde, begab sich Björn in das Flughafengebäude. Ein Techniker begleitete ihn. Hellmark war sonst ein angenehmer Unterhalter. Aber jetzt sprach er kaum ein Wort. Seine Gedanken weilten woanders.

In den Pilotenunterkünften machte er sich frisch und ließ sich einen Sandwich bringen. Länger als eine halbe Stunde wollte er nicht bleiben, gerade so lange, um die schriftliche Angelegenheiten mit den »Sea-Tours«-Leuten zu erledigen.

In einer nett eingerichteten Kabine, wo er sein Sandwich verdrückte und die Unterlagen schnell unterzeichnete, die alle von einem Anwalt, den er von New York aus telefonisch unterrichtet hatte, geprüft worden waren, begann das Spielchen, das Yamo inszeniert hatte, abzulaufen.

Mit zwei Möglichkeiten hatte er rechnen müssen: Entweder flog Hellmark weiter, oder er mußte zuerst den Papierkrieg hinter sich bringen.

Auf die zweite war Yamo und seine Truppe am besten vorbereitet, denn sie war die leichtere.

Der Mann, der ihn bezahlte, wollte Hellmark sehen, tot oder lebendig. Das war sein Recht. Schließlich zahlte er gut.

Wenn Yamo etwas vorbereitete, hatten die Dinge die richtige Form.

Björn biß herzhaft in sein Sandwich.

Da machte es plopp. Ganz leise, kaum hörbar.

Ein Nebel hüllte sein Gesicht ein, für den Bruchteil eines Augenblicks entstand ein ätzender Geruch im Zimmer.

Hellmark warf den Kopf in die Höhe. Mit einem einzigen Atemzug inhalierte er soviel des Betäubungsgases, daß er sofort das Bewußtsein verlor.

Er fiel mit dem Kopf auf die Tischplatte.

Wie von einer Tarantel gestochen spritzte der falsche Techniker in die Höhe, steckte den Kugelschreiber, aus dem er die volle Ladung in

Hellmarks Gesicht gesprüht hatte, in die Tasche. Er riß das Fenster auf. Der ätzende Geruch verschwand.

Er schloß das Fenster wieder.

Dann rief er nach einem Arzt.

Aber der Arzt, der Nachtdienst hatte, war nicht Herr über seine Entscheidungen.

Er wurde bedroht. Von einem Bewaffneten, der sich wegen einer angeblichen Verletzung Zutritt zu ihm verschafft hatte.

Der Mediziner wurde erpreßt. Er mußte die Erlaubnis geben, daß der »Kranke«, der offensichtlich eine Herzattacke erlitten hatte, in ein Krankenhaus außerhalb des Airports eingeliefert wurde, wo bessere Behandlungsmöglichkelten gegeben waren.

Der Krankenwagen aber, der Hellmark wegbrachte, war anders besetzt als sonst. Aber das merkte niemand, niemand kümmerte sich darum. Und so war das, was jetzt nachfolgte, leichtes Spiel für Yamo und seine Spießgesellen.

Der Krankenwagen mit der Gaunerbesatzung verließ den Flughafen.

Jeder glaubte, daß alles seine Richtigkeit hatte.

Nur der Lotse im Kontrollturm wunderte sich.

Der Pilot, der mit dem Wasserflugzeug zu einem Nachtflug starten wollte, meldete sich nicht.

*

Der betäubte Deutsche wurde noch im Innern des Krankenwagens fein säuberlich gefesselt.

Zwei Straßenecken weiter steuerte Yamo, der als weißbekittelter Fahrer fungierte, den Krankenwagen in einen Hinterhof.

Hier hatte Yamo sich mit »Bill« verabredet. Der Dämon warf einen Blick auf den Mann auf der Bahre.

»In Ordnung. Und nun schafft ihn weg. So daß er nicht mehr wiederkommt.«

Cyril war zufrieden. Der Aufenthalt lohnte sich. Auf Marlos entwickelten sich die Dinge im Sinne von Molochos.

»Die Hölle hat ihren Sieg errungen«, murmelte er, als das Fahrzeug mit den angeblichen Sanitätern und dem bewußtlosen Hellmark davonfuhr und Cyril sich in Luft auflöste.

*

Yamo verließ die Stadt über eine wenig befahrene Straße und steuerte einer Bucht zu, die recht unzugänglich war und daher von niemand aufgesucht wurde.

Hinter aufgeschichteten Steinen und Buschwerk lag die Kiste, die am späten Vormittag hierhergeschafft worden war. Sie war aus derben Brettern grob zusammengenagelt, und es lagen viele Steine und altes Eisen darin, um der Kiste das nötige Gewicht zu verleihen.

Die Kiste stand bereits auf dem Ruderboot, mit dem sie ins offene Meer hinausfahren wollten. Ohne viel Federlesens wurde der Gefesselte in die Kiste gedrückt, der Deckel zugeklappt und mit wenigen Hammerschlägen vernagelt.

Yamo und ein Begleiter ruderten das versteckt in der Bucht liegende Boot auf das offene Wasser hinaus.

Der Gauner fletschte sein großes, weißes Gebiß. »Er wird Augen machen.« freute er sich. »Wenn er aufwacht, wird er gar nicht begreifen wo er ist. Für einen Kunden, der soviel Geld zahlt, erlaube ich mir gern einen Extraspaß. Beerdigung erster Klasse, das kommt bei Yamo nicht alle Tage vor.«

Sie ruderten eine halbe Seemeile hinaus. Dann kippten sie die schwere Kiste vorsichtig über Bord. Sie mußten höllisch aufpassen, daß dabei das Ruderboot kein Übergewicht bekam.

Das Wasser platschte in die Höhe. Die Kiste versank gluckernd in der Tiefe, der schwere Ballast ließ sie senkrecht absacken.

*

Ein letzter Ruck!

Da klappte es.

Carminia Brado hielt den Atem an. Sie umfaßte das kantige Eisen, das sie aus der Wand herausgebrochen hatte, mit zitternden Fingern.

Sie hatte noch einmal die ganze Zelle Zentimeter für Zentimeter abgetastet, in der Hoffnung, vielleicht doch ein verstecktes Fenster zu finden, durch das sie hätte entschlüpfen können.

Dabei hatte sich dicht unter der Decke einen kantigen Metallstab gefunden, der in der Wand saß. Sie hatte angefangen, daran herumzudrehen und zu zerren, bis er sich immer mehr gelockert hatte.

In all der Zeit hatte sie immer wieder gelauscht. War der Brief zu spät angekommen?

Etwas war schiefgelaufen. Wüßte Björn von ihrem Schicksal, dann hätte er keine Sekunde gezögert, ihr zu Hilfe zu eilen.

Seit einem Tag befand sie sich in Gefangenschaft. Wie ein Tier hatte sie die Nacht auf dem primitiven Lager zugebracht, in absoluter Finsternis. Ihre Widersacher hatten ihr einmal einen Krug Wasser gebracht und belegte Wurstbrote, die sie heißhungrig verschlungen hatte.

Sie hatte sich unmittelbar nach ihrer Anwesenheit in diesem Keller vorgenommen, etwas zu unternehmen. Aber ohne ein Hilfsmittel – mit

bloßen Händen – würde sie nichts ausrichten können.

Nun aber hielt sie es nicht länger aus. Jetzt hatte sie ein Werkzeug oder eine Waffe gefunden.

Sie legte das Ohr an die Holztür. Sie war sicher, daß die sieben vermummten Gestalten nur zu bestimmten Zeiten hier zusammentrafen. Dazwischen hielten einzelne Wache. Wie zum Beispiel jetzt.

Sie warf sich gegen die Tür. Sie gurgelte und schrie: »Hilfe! Aufmachen, schnell! Aaaah! Luft, mein Gott… ich er… sticke…!«

Sie ließ die Hand an der Tür hinabgleiten, ohne sich wirklich fallen zu lassen.

Sie setzte alles auf eine Karte. Das Risiko war groß. Was sie jetzt unternahm, konnte ihr Tod oder Freiheit bringen.

Aber sie konnte nicht länger die Zeit verstreichen lassen, ohne etwas zu unternehmen. Sie mußte die Polizei verständigen.

Eilige Schritte näherten sich. »Was is'n los?« fragte eine dunkle Stimme.

Sie stöhnte, sie versuchte scheinbar etwas zu sagen, aber nur unartikulierte Laute kamen über ihre Lippen.

Der Riegel wurde von draußen zurückgezogen. Quietschend bewegte sich die Tür in ihren rostigen Scharnieren.

»Was haben Sie denn?« fragte die Stimme wieder. Sie gehörte einem bärtigen Mann mit schmalen Lippen.

Die Tatsache, daß die Verschwörer etwas gegen elektrisches Licht zu haben schienen, kam Carminia Brado zugute.

Das unruhig flackernde Kerzenlicht reichte bei weitem nicht aus, zu erkennen, was in der Zelle wirklich vorfiel.

Der Bärtige streckte seinen Kopf herein.

Carminia Brado handelte. Durch diesen alten abgegriffenen Trick war es ihr gelungen, den Bewacher heranzulocken. Nun hieß es, aus der Situation etwas zu machen. Sie schlug einfach zu. Das Eisen war schwer und hart genug. Es krachte dumpf.

Der Getroffene gurgelte erschrocken. Er drehte sich um seine eigene Achse, taumelte nach innen. Die zerbrechlich aussehende Südamerikanerin brachte es nicht fertig, ein zweites Mal zuzuschlagen. Doch mit beiden Händen stieß sie ruckartig vor und versetzte dem Benommenen einen Stoß in die Seite, daß der Teufelsanbeter endgültig zu Boden stürzte.

Flink huschte die Brasilianerin hinaus. Ihr Herz schlug wie rasend.

Blitzschnell knallte sie die Tür ins Schloß und schob den großen Riegel vor. Sekundenlang lehnte sie schnellatmend gegen die Bohlen, versuchte ihrer aufgepeitschten Gefühle Herr zu werden.

Hoffentlich kam sonst niemand mehr, hoffentlich fand sie rasch den Ausgang.

Sie rannte auf die nächste offenstehende Tür zu. Treppenstufen. Die ging sie hoch. Dann wieder eine Tür. Unter den Ritzen fiel schwaches Tageslicht ein, das Licht eines anderen Tages.

Die Tür ließ sich öffnen. Kalte Luft streifte Carminias erhitztes Gesicht.

Sie blickte an dem alten, blatternarbigen Haus empor.

Es war hoch und wirkte drohend in seiner Kargheit, seinen Ausmaßen und seiner Leere.

Kahle Zweige ragten über den hohen Zaun.

Die Brasilianerin begann zu rennen.

Carminia durchquerte den Hof, warf nur einen flüchtigen Blick auf den alten Opel, der hier abgestellt war.

Sie hatte schon die Hälfte des Weges bis zu dem geschlossenen Tor zurückgelegt, als es ihr in den Sinn kam, noch einmal umzukehren und einen Blick in den geparkten Wagen zu werfen.

Die Tür ließ sich öffnen und im Zündschloß hingen die Schlüssel.

Hier, in diesem abgelegenen Hof brauchte der Besitzer des Wagens keine Befürchtungen zu haben, daß ihm das Fahrzeug abhanden kam.

Dies kam ihr zustatten.

Sie rannte zum Tor vor. Um die beiden schweren Torflügel weit genug aufzuschieben, benötigte sie etwas mehr Zeit.

Dann wieder zurück zum Opel. Sie setzte sich hinter das Steuer.

Sie wußte noch immer nicht, wosie sich befand. Sie würde einfach den Weg vorfahren, der sich ihr hinter der Toreinfahrt eröffnete.

Der Opel sprang beim zweiten Startversuch an.

Carminia riß das Steuer herum. Sand und Steine flogen hinter ihr auf, als sich die Räder zu schnell drehten, weil sie in ihrer Erregung zu heftig Gas gab.

Sie wendete und fuhr durch das Tor. Der Weg war holprig.

Die Brasilianerin drückte alle Knöpfe an den Türen herunter, um sicher zu sein, daß man sie von außen nicht öffnen konnte.

Sie fuhr den Weg, der kurvenreich nach vorn führte, auf eine befestigte Straße zu.

Obwohl sie die Umgebung von Genf recht gut kannte, wußte sie nicht, wo sie sich befand und ob sie überhaupt in der Nähe der großen Stadt war.

Sie war froh, auf den Wagen gestoßen zu sein, obwohl sie auch vor der Flucht zu Fuß nicht zurückgeschreckt wäre. Sie hatte einen Punkt erreicht, wo es für sie kein Zurück mehr gab.

Hier vorn waren Menschen. Niemand achtete auf sie. In ihren Autos fuhren sie stur geradeaus blickend an ihr vorbei.

Es waren nicht viele Wagen. Zwei PKW's, ein Lastwagen mit Anhänger. Dann bog sie selbst auf die Straße ein, noch immer nicht wissend, in welche Richtung sie eigentlich fahren mußte.

Sie bog nach rechts ab.

Nach drei Kilometern Fahrt erkannte sie, wo sie sich befand. Sie steuerte praktisch auf die französische Grenze zu.

Sie wendete auf offener Straße.

Dann gab sie Gas. Sie holte alles aus dem alten Auto heraus, was es hergeben konnte.

Sie fuhr nicht direkt zur Polizei. Es lag mehr in ihrem Interesse, erst nach Hause zu kommen, sich sicher zu fühlen, die Polizei dann auf Mister Reginald Dickson aufmerksam zu machen, der dieses seltsame Spiel mit ihr getrieben hatte.

Sie brauchte etwas mehr als eine halbe Stunde.

Es war beinahe zwölf Uhr mittags, als sie endlich am See war, die vertraute Straße und die weißen Luxusvillen an den Hängen liegen sah.

Der Opel rollte vor das Haus.

Carminia streckte die Hand über die Gartentür und benutzte einen bestimmten Riegel, die elektrische Blockade aufzuheben.

Leichtfüßig eilte sie, da sie keine Schlüssel hatte, zum Kellereingang. Dort stand tagsüber immer eine Fensterklappe offen. Sie hatte keine Gelegenheit gefunden, das Fenster zu schließen, also mußte es noch offenstehen. Das war ihr Glück.

Sie konnte ihre schlanke Hand hineinstrecken, erwischte den Riegel und konnte so das Fenster weit genug aufschwingen lassen, um in den Keller einzusteigen.

Sie war völlig aufgelöst.

Die Brasilianerin stieß die Tür zum langen Korridor auf. Auf ihn mündeten die Türen zur Kellerbar, zum Filmraum, in dem Björn seinen Freunden und Gästen Original-Spielfilme vorführte, hier mündeten die Türen zum Näh- und Bügelraum, zu den Wasseraufbereitungsanlagen für den Swimmingpool und zum Heizkeller.

Es war düster in der Ecke, wo jene Tür lag, die Björn stets verschlossen hielt und die nicht einmal Carminia öffnen durfte. Dort waren die Utensilien aufbewahrt, die Hellmark streng verschlossen hielt.

Carminia erreichte gerade die unterste Treppenstufe, wollte nach oben gehen, telefonieren, herausfinden, was passiert sein konnte.

Da stand jemand neben ihr.

Er tauchte aus der finsteren Ecke auf und riß sie am Arm herum, noch ehe sie zu einer Abwehrbewegung kam.

Die zweite Hand des Gegners ruckte nach vorn und setzte die scharfe Klinge des Messers auf ihre Gurgel.

»Willkommen, Miss Brado«, sagte eine vertraute Stimme.

»Dickson!« entfuhr es ihr.

»Richtig.«

»Sie müssen den Verstand verloren haben. Erst betäuben Sie mich, dann lassen Sie mich entführen und nun sind Sie hier und bedrohen mich mit dem Messer.«

Er lachte höhnisch. »Ja, man lernt eben im Leben nie aus, Miss Brado, nicht wahr? Immer wieder gibt es Überraschungen, mit denen man nicht gerechnet hat. Ich bin noch zu einigen anderen Dingen fähig, wenn es sein muß.« Er schob sie vor sich her und näherte sich der Tür, die mit geheimnisvollen Zeichen und Symbolen bedeckt war.

»Wollen Sie… da… hinein?« schluckte Carminia.

»Genau, meine Liebe, Sie haben es erraten.«

Die Tür war nur angelehnt. Dickson stieß sie mit dem Fuß auf.

»Wie kommen Sie… da hinein? Woher haben Sie die…«

»Schlüssel, wollen Sie sagen? Wer suchet, der findet, Miss. Ich hatte Zeit, ich konnte mich im ganzen Haus umsehen. Niemand hat mich dabei gestört.«

Der Raum vor ihr war dämmrig.

Er war mit weichem, roten Teppichboden ausgelegt. An der Seite stand ein wertvoller Tisch mit Intarsien, davor ein gepolsterter, bequemer Stuhl. Auf einem quadratischen, hüfthohen Marmorblock der an der Stirnseite der Wand stand, befand sich ein gläserner Behälter. Darin das aus einem fremdartigen Metall bestehende Buch der Gesetze, zu dessen Übergabe die Schwarzen Priester seinerzeit ebenso verpflichtet gewesen waren wie zur Herausgabe des mystischen Schwertes, das gegen den Marmorblock lehnte.

Die Schneide der Waffe blinkte, als würde sie von innen heraus leuchten. Der Schwertgriff war kostbar verziert. Es hatte sich herausgestellt, daß nur einer in der Lage war, dieses Schwert zu schwingen. Björn Hellmark. Damit hatte er unter Beweis gestellt, daß er tatsächlich der war, für den man ihn hielt.

An der Wand gegenüber stand der mannshohe Spiegel mit dem schweren Rahmen, der auf ein hohes Alter schließen ließ.

Das rote Samttuch, mit dem der Spiegel stets verhangen gewesen war, lag nun achtlos in einer Ecke.

»Was haben Sie vor? Was bezwecken Sie? Sind Sie wirklich der, für den Sie sich ausgeben? Sind Sie überhaupt Reginald Dickson?« Carminia erhielt als Antwort nur ein höhnisches Kichern.

Der Dämonenhörige fesselte ihr die Hände auf den Rücken, umwickelte ihre Beine mit dem roten Tuch, daß die Brasilianerin das Gefühl hatte, wie in einer Wursthaut zu stecken.

Dickson riß einen Streifen aus dem Samttuch heraus und knüllte ihn zusammen.

»Was geschieht hier? Warum tun Sie das alles?« Carminia redete wie ein Wasserfall.

Da schob er ihr einfach den Knebel aus rotem Samttuch zwischen die Zähne, daß sie zu würgen begann.

»Sie sabbeln mir zuviel, Miss.« Er, nahm hinter dem wertvollen Tisch Platz und blickte auf den dunklen Spiegel. »Ich soll warten, kapieren Sie? Und dabei ist mir jede Störung unangenehm.«

Er wandte seinen Blick nicht von der matten Oberfläche des Hexenspiegels, der so aufgestellt war, daß er mit der Rückseite nach Südosten wies. Im Südosten lag die geheimnisvolle Insel Marlos.

*

Als das Wasser über der zugenagelten Kiste zusammenschlug, zuckte er zusammen.

Der Sturz in das Wasser wirkte wie eine kalte Dusche. Ein Schwall salzig schmeckenden Wassers strömte in seinen Mund.

Kein Sauerstoff!

Er versuchte sich zu bewegen. Unmöglich! Er war gefesselt, verschnürt wie ein Paket.

Dunkelheit hüllte ihn ein.

Man kämpfte gegen ihn, mit allen Mitteln. Und er war in eine Falle gelaufen, ohne es zu merken.

Aber er mußte handeln.

Er riß und zerrte an seinen Fesseln.

Aber auch unmenschliche Kräfte reichten nicht aus, die Fesseln zu sprengen.

Sein fieberndes Gehirn konzentrierte sich auf seine Fähigkeit Macabros entstehen zu lassen.

In der Dunkelheit vor ihm formte sich vor der Kiste ein Körper, der sofort in Bewegung geriet.

Macabros wurde aktiv.

Er griff mit harter Hand die angenagelten Bretter. Es knirschte, als sich die Nägel aus dem Holz herausbogen.

Das erste Brett segelte mit der Wasserbewegung davon, das zweite, das dritte.

Platz genug, den Gefesselten herauszuziehen.

Hellmark merkte, wie die Fesseln sich lockerten, wie sie wie Lianen davon schwammen.

Er konnte schwimmen, stieß nach oben, Macabros drückte nach.

Endlich Luft.

Björn atmete erleichtert den kostbaren Sauerstoff, und das Gefühl, als wollten seine Lungen platzen, schwand.

An der Seite von Macabros, der vollkommen ruhig neben ihm herschwamm, kraulte er auf das weitentfernte Ufer zu.

Macabros atmete nicht. Ein Bioplasmakörper konnte den

extremsten Umweltbedingungen ausgesetzt werden, ohne daß er Schaden erlitt.

Yamo hatte die flachste Stelle ausgesucht, um das Ruderboot ohne große Anstrengung zu Wasser bringen zu können.

Weiter rechts wurde das Ufer steiler und unzugänglich.

Die Gauner hatten den Ort des Verbrechens noch nicht verlassen. Yamo teilte das Geld auf. Er ließ nicht durchblicken, wieviel er wirklich für die Erledigung dieses Job bekommen hatte. Von vornherein hatte er denen, die ihn bei dem Vorhaben unterstützten, klargemacht, was sie dafür bekommen würden und die waren damit einverstanden gewesen.

Yamo grinste im stillen in sich hinein. Dies war einer der fettesten Brocken, seit er unsaubere Geschäfte abwickelte.

Zufrieden klemmte er sich eine Zigarette zwischen die Lippen wie seine drei Begleiter.

Keiner von ihnen bemerkte die beiden Gestalten, die das Ufer erreichten.

Hellmark riß den Reißverschluß seiner Kombination auf und riß das braune Tuch aus der Hosentasche. Er stülpte sich den unscheinbaren Fetzen über wie einen Damenstrumpf.

Die Dämonenmaske bedeckte sein Gesicht – und veränderte sein Aussehen von Grund auf.

Nicht nur Hellmark entstieg als lebender Toter den Fluten, sondern auch Macabros, der das gleiche Aussehen annahm wie der Originalkörper.

Einer von Yamos Männern sah sie zuerst.

»Yamo«, klapperten seine Zähne. Die Zigarette entglitt seinen Lippen, fiel zu Boden und glomm auf dem Boden weiter.

Yamo sah den Blick und wirbelte sofort herum.

Er sah die beiden furchteinflößenden Gestalten, und Angst und Grauen packten ihn.

Björn wollte ganz sichergehen. Er wußte nicht genau, wie er in diese Situation geraten war. Die Wahrscheinlichkeit aber, daß dämonische Mächte dahinterstanden, war groß.

Deshalb hatte er unmittelbar nach seiner Ankunft am Ufer die Maske herausgenommen und aufgesetzt. Er trug sie jetzt immer bei sich. Er hatte die Erfahrung gemacht, daß diese unheimliche Maske, die Menschen zwar in panischen Schrecken versetzen konnte – für die Dämonen tödlich war.

Einer der Hawaiianer ergriff die Flucht und rannte, als wäre der leibhaftige Teufel hinter ihm her.

Yamo riß mit zitternder Hand seine Waffe heraus.

Er drückte ab. Er brauchte nicht erst lange zu zielen.

Dumpf schlug die Kugel in den Körper der Totenkopfgestalt, die

ihm einen Schritt näher war.

Die Kugel bohrte sich in die Brust, aber der Getroffene schwankte nicht einmal.

Yamo hatte Macabros erwischt.

Zu einem zweiten Schuß kam der Hawaiianer in seiner Verwirrung nicht mehr. Es ging Schlag auf Schlag.

Macabros warf sich auf Yamo. Die Faust des hellmarkschen Kopiekörpers jagte dem Verbrecher die Luft aus den Lungen.

Yamo taumelte zurück.

Seine Begleiter wurden mit der Situation nicht fertig. Als sie sahen, daß Yamo in hohem Bogen durch die Luft flog, war es mit ihrer Kampfmoral zu Ende, noch ehe sie recht dazu gefunden hatten.

Hellmark brauchte gar nicht mehr viel zu tun.

Yamo landete zwei Meter von der Stelle entfernt, wo er eben noch gestanden hatte.

Macabros hinter ihm her, als der Hawaiianer davontaumelte.

Es ging zu der Felsnase hoch, die über das Meer hinausragte.

Hier oben kam es noch einmal zu einem kurzen, erbitterten Kampf, der zugunsten Macabros' ausging. Yamo versuchte, seinem Gegner mit einem Felsbrocken den Schädel zu zertrümmern. Aber Macabros wich reaktionsschnell aus, und ehe der Angreifer es sich versah, packte ihn die unheimlich aussehende Gestalt und warf ihn ins Meer.

In der Zwischenzeit war Björn Hellmark nicht untätig geblieben.

Als er erkannte, daß die anderen über den holprigen Boden stürmten, um ihren Wagen zu erreichen, den sie hinter einer Buschgruppe geparkt hatten, jagte er den Davoneilenden nach.

Seine Bewegungen kosteten Kraft, denn er mußte gleichzeitig seinen Doppelkörper voll aktiv halten, um nicht die Kontrolle über Yamo zu verlieren.

Er kämpfte praktisch an zwei Orten zur gleichen Zeit.

Er forderte das Letzte von sich. Aber das hatte seine Grenze. Plötzlicher Schwindel erfaßte ihn. Er stürzte zu Boden.

Die Davoneilenden vergrößerten ihren Vorsprung.

Wertvolle Sekunden vergingen.

Hellmark rappelte sich wieder auf. Jede Bewegung strengte ihn an.

Zuviel war passiert, das Kraft gekostet hatte.

Er löste Macabros auf. Der Doppelkörper erlosch, als hätte es ihn nie gegeben.

Hellmarks Bewegungen wurden sofort fließender. Die geistige Konzentration, mit der er Macabros' Existenz aufrechterhalten hatte, kehrte in ihn selbst zurück.

Er erreichte den Krankenwagen, mit dem er hierhergebracht worden war.

Einer der Fliehenden war gerade dabei, die Tür aufzureißen.

Da warf Björn sich wie eine Raubkatze auf ihn. Der Mann wurde zu Boden gerissen. Er war bleich und schrie entsetzt, als hätte er einen wirklichen Geist vor sich.

Er war kaum zu einer Abwehrbewegung fähig. Der schreckliche Schädel auf den breiten Schultern des Mannes lebte. Er hörte den Atem, fühlte aus den dunklen Augenhöhlen einen sezierenden Blick auf sich gerichtet.

Hellmark hatte leichtes Spiel.

Ein Faustschlag genügte. Der Getroffene verdrehte die Augen und legte sich schlafen.

Die beiden anderen ließen sich erst gar nicht auf eine Auseinandersetzung mit diesem scheinbar allmächtigen Kämpfer ein, dem nicht einmal eine Pistolenkugel etwas anhaben konnte.

Hals über Kopf stürzten sie davon.

Hellmark gönnte sich keine Ruhe. Er nahm die Schreckensmaske ab und verstaute sie in der Hosentasche.

Er war aufgehalten worden. Viel zu lange. Es hieß, die Mission so schnell wie möglich fortzusetzen. Er klemmte sich hinter das Steuer des Wagens und suchte die Hauptstraße. Er richtete sich nach den Hinweisschildern. Danach war es nicht schwierig, den Flugplatz ausfindig zu machen.

Dort wunderte man sich, in welchem Aufzug er auftauchte.

Er erklärte, daß er überfallen worden sei, ohne ein Wort über die eigentlichen Hintergründe verlauten zu lassen.

Ein Telefonanruf mit dem Präsidenten der »Sea-Tours« und das Geständnis des Arztes, der zur Überweisung Hellmarks gezwungen worden war, brachten alles ins Lot.

Björn Hellmark konnte wenig später starten.

Die Maschine mit den ausklappbaren Wasserskiern erhob sich dröhnend in die nächtliche Luft des taghell ausgeleuchteten Flugplatzes.

Der Deutsche flog stramm nach Süden.

Er hatte eine Stunde verloren.

*

Zweieinhalb Stunden später wasserte die Maschine in der Bucht.

Wie ein langer Arm ragte die Felsenhalbinsel ins Wasser.

In der Bucht war es eigenartig hell. Ein angenehmes Licht herrschte auf Marlos, als ob die Sonne gerade aufgehen würde. Aber außerhalb der Insel herrschte tiefe, dunkle Nacht.

Auf Marlos herrschten eigene Gesetze. Denn das Licht stammte weder von der Sonne noch wurde es durch elektrische Anlagen erzeugt. Es war durch die Befreiung der Geister entstanden.

Hellmark sah den schaukelnden Trimaran in der Bucht. Das Wasserfahrzeug wies nicht die geringste Beschädigung auf. Er begriff, daß die ausfahrenden Geister ihre Kräfte noch einmal für einen guten Zweck eingesetzt hatten, ehe sie endgültig in das Reich ohne Zeit und Raum eingegangen waren.

Auf Marlos war noch niemals etwas Schlechtes passiert, es war eine jungfräuliche Insel, auf der böse Gedanken niemals gedacht, Dämonen und Unruhe und Haß verbreitende Geister niemals gewandelt waren.

Björn Hellmark eilte über den blühenden Teppich.

Er war zu spät, gekommen. Die wispernden, leisen Stimmen, die aus dem Innern der geheimnisumwitterten Höhle drangen, waren nur noch Erinnerungsfetzen dessen, was bereits geschehen war.

Informationen waren ihm verlorengegangen.

Alle?

Er rannte so schnell er konnte.

Er jagte in den Schacht, auf dem sich schneckenförmig der Pfad in die Tiefe auftat.

Er erreichte den Dom der Toten, das Zentrum der Geisterhöhlen. Von hier waren die Stimmen gekommen, der geheimnisvolle Ruf, der ihn hierhergelockt hatte, über Tausende von Meilen hinweg.

Er war auf dem kürzesten Weg gekommen, er hatte genau gewußt, wo er dieses neue, auf keiner Karte der Welt eingezeichnete Land finden konnte.

Er war punktgenau gelandet, in der Bucht, vor dem Eingang der Geisterhöhle.

Das Signal, der riesige, von Zeit zu Zeit aufglimmende Totenkopf, das ihm in der Finsternis die Richtung hätte zeigen sollen, war erloschen. Denn ein lebendes Wesen hatte die Grenze zur Höhle passiert.

Björn lief auf die riesige Pyramide zu, auf der stufenförmig die kostbar gekleideten Skelette saßen.

In der Mitte der Halle stand ein Mensch: Andrew Langdon.

Hellmark achtete nicht auf ihn, der keine Gefahr für ihn bedeutete und auch selbst nicht in Gefahr schwebte.

Er lief die endlosen Stufen empor.

Eine nach der anderen. Er passierte die steinerne Throne, und fast schien es, als würde sein Schatten, der die festlich gekleideten Ahnen berührte, sie mit Leben erfüllen.

Auf den glatten Steinthronen standen Namen. Er konnte sie nicht lesen, denn die Beine der darauf sitzenden Skelette verbargen die großen Buchstaben.

Je höher er kam, desto deutlicher wurden die Stimmen, desto klarer verstand er sie. Aber das, was er zu hören bekam, waren nur

noch Ausschnitte, war ohne Zusammenhang.

Es war schon zuviel verlorengegangen.

Um sich freier bewegen zu können, riß er den Reißverschluß auf, streifte die Fliegerkombination ab und ließ sie achtlos auf einer der Stufen liegen.

Die letzten zwanzig Stufen lagen vor ihm. Behende, zwei Stufen auf einmal nehmend, strebte er der Spitze zu, auf deren höchsten Punkt ein einsamer leerer Thron stand.

Die drei letzten Skelette lagen vor ihm. In besonders prachtvoller Kleidung, rubinrote Gewänder mit smaragdgrün schimmernden Stickereien.

Die Körper waren leer, die Geister entschwunden.

Da, die letzten zwei.

Eine Stimme. Klar und deutlich vernahm er sie hier in der Höhe. Die Geisterstimme eines Menschen, der vor Äonen zu den größten seines Volkes gehört hatte und dessen Wissen Hellmark von Nutzen sein sollte.

»So hast du alles erfahren, was wichtig ist, aus Marlos eine aufstrebende Welt zu machen. Es liegt in deiner Hand, ob sie erblühen oder zum Totenacker werden wird. Nutze die Zeit, wähle und kämpfe geschickt und setze das Schwert dort ein, wo die Dämonen sich dir in den Weg stellen! Sie werden nicht mehr viel Kraft haben, wenn Molochos, der sie leitet und schickt, in seiner Macht geschwächt ist. Den Weg, diese Macht zu brechen, kennst du nun.«

»Nein«, rief er. Es hallte wie ein wilder Schrei durch die gigantische Höhle, und mehrfach als Echo klang es zurück: »Nein… nein…«

»Ich weiß nichts von alledem, um Molochos' Macht zu brechen.«

Er blickte sich verzweifelt um. Stumm hockten die uralten Gestalten auf ihren Thronen.

Eine andere klare Stimme meldete sich.

»Sei uns willkommen! Du bist der letzte einer Kette. Mit dir schließt sich der Kreis. Die Totenpyramide ist vollendet. Es wird der Tag kommen, wenn du die Stunde nahen fühlst, dann wirst du diese Halle wieder aufsuchen, wirst deinen Platz einnehmen und dein Geist wird jenes Reich ohne Zeit und Raum aufsuchen, wo wir auf dich warten. Heute nimmst du den Platz ein, der dich als Herrscher über diese Welt auszeichnet, später wirst du kommen, um den Weg zu gehen, den wir schon hinter uns haben. Wir werden dich empfangen wie man einen Freund empfängt, der die Fesseln der Erde und seine irdische Hülle abgelegt hat. Komm, nimm deinen Platz ein, empfang die Insignien der Würde, die dem Sohn des toten Gottes gebührt, Marlos ist Cantilons Erbe.«

Hellmark hob den Blick. Er sah den leeren Thron vor sich.

Die Luft verschwamm vor seinen Augen.

Über den Sockel des Thrones zog ein Schatten hinweg. Als der Schleier vor seinen Augen zerriß, war der Sockel des Throns nicht mehr leer.

Der unsichtbare Geist hatte seine Spuren hinterlassen.

Auch im Sockel des letzten und höchsten Thrones waren nun tiefe Buchstaben eingegraben, die einen Namen formten. Seinen Namen:

Björn Hellmark.

*

Er nahm Platz. Noch immer benommen von dem Erlebten.

Welch immenses Wissen, von den besten Geistern eines Volkes erarbeitet und für ihn aufbewahrt, war verlorengegangen.

Er legte die Arme auf die steinernen Lehnen, und blickte die Pyramide hinab in eine unwirkliche Tiefe, wo Andrew Langdon als winziger Mensch stand, wie eine Ameise.

Innerhalb von drei Sekunden ereigneten sich jetzt Dinge, die das Auge kaum verfolgen konnte.

Zuerst war das Schwert da. Aus dem Nichts heraus lag es quer über seinen Beinen, berührte mit der Spitze die eine Lehne, mit dem kostbaren Griff die andere. Dann folgte das Buch der Gesetze. Es erstand aus dem Nichts.

Und dann kam noch etwas.

Der Tod.

*

»Passiere den Spiegel! Säume keine Sekunde, Morton Clinch!«

Furchteinflößend und laut war die Stimme, die den rotausgelegten geheimen Kellerraum ausfüllte und die auch Carminia Brado hörte.

Molochos, der Herr der Dämonen, sprach.

Dickson-Clinchs Augen flackerten.

»Nimm das Messer mit, töte ihn!«

Dickson-Clinch gehorchte.

Er sah, wie sich das Schwert auflöste, wie das große Buch aus dem Glasbehälter verschwand, als würden unsichtbare Hände es an sich nehmen. Er begriff nicht, weshalb es zu diesen Vorgängen kam.

»Töte Hellmark!«

Er warf sich förmlich auf den Spiegel zu. Seine Hände tauchten durch die matte Glasfläche wie in das Wasser eines stillstehenden Sees.

Dann verschwand Dickson-Clinch.

Carminia Brado warf den Kopf unruhig hin und her und zerrte an

ihren Fesseln. Sie ahnte Schreckliches. Schon einmal hatte sie erlebt, was es bedeutete, wenn jemand durch diesen Spiegel kam oder ging.

Dickson-Clinch passierte die Grenze zu einer anderen Welt.

Eine neue Umgebung schälte sich vor ihm aus der Dämmerung.

Eine riesige Halle, eine Höhle. Er stand ganz oben auf einer Pyramide, und auf den Stufen saßen auf steinernen Thronen prachtvoll gekleidete Skelette.

Direkt vor ihm aber, ihm den Rücken zuwendend, saß ein Mensch.

Er hatte einen blonden Schopf.

Björn Hellmark.

Vor ihm lagen Schwert und Buch der Gesetze.

Dickson-Clinch reagierte wie ein Roboter.

Doch Björn sah den Schatten.

Instinktiv fühlte er den Blick gieriger Augen auf sich gerichtet, und er handelte, ohne erst darüber nachzudenken, ob, warum und wieso ihn etwas bedrohte.

Er packte Dickson-Clinchs Armgelenk und riß den Gegner über die Rückenlehne des Steinthrones nach vorn.

Klirrend fielen Schwert und Buch der Gesetze von Hellmarks Schoß, klirrend auch landete das Messer aus Dickson-Clinchs Hand einige Stufen tiefer und blieben vor den skelettierten Füßen eines Knochenmannes liegen.

Dickson-Clinch landete vor dem Thron Hellmarks, und ein überraschter Ausruf kam über die Lippen des Deutschen.

»Dickson?« wunderte er sich.

Das vertraute Gesicht. Und doch anders. Ein gefährliches Glimmen in den Augen.

»Molochos! Was soll ich tun?« Dickson-Clinch nutzte die Überraschung Hellmarks, der seinen Griff lockerte.

Er rollte sich blitzschnell um den Thron herum.

Noch ein Schritt, und er stand wieder hinter der Rückenlehne des Throns. Sofort verschwand der Angreifer.

Mit einem einzigen Schritt stand auch Hellmark an der gleichen Stelle. Die Zeremonie war durch das Auftauchen des Mörders, der den Tod in diese reinen Hallen hatte tragen wollen, unterbrochen worden.

Die Umgebung um Hellmark veränderte sich.

Nicht mehr die Geisterhöhle umgab ihn, sondern der geheime Kellerraum seines Bungalows in Genf.

Björn trat heraus aus dem Spiegel, sah Dickson-Clinch wie von Furien und Angstträumen gehetzt auf die Tür zurennen.

Carminia auf dem Boden!

Er erfaßte es im gleichen Augenblick, als Dickson-Clinch die Tür hinter sich zuschlug.

Es wäre Zeit gewesen, ihm nachzurennen. Doch seine eigene Angst

trieb ihn an. Nicht Hellmark fürchtete er, sondern den Dämonenherrscher, den er enttäuscht hatte, dessen Auftrag er nicht hatte ausführen können.

Björn kümmerte sich um die Brasilianerin.

»Schoko!« murmelte er, während er sie schnell aus ihrer unglücklichen Lage befreite.

»Es war schrecklich, Björn.« Es sprudelte nur so aus ihr heraus. »Warum, warum dies alles?«

»Ich werde es dir erklären, später. Ich glaube, es ist vorbei. Er war dicht vor seinem Ziel.«

»Wer?«

»Molochos, der Herrscher der Dämonen, ehemals Oberster Schwarzer Priester auf Xantilon. Er hat nicht erreicht, was er wollte. Es ist ihm gelungen, zu verhindern, daß mir wichtige Informationen zufließen. Aber den letzten Schachzug konnte er nicht vollziehen.« Er deutete auf den Spiegel der Kiuna Macgullyghosh. »Selbst dieser Spiegel, der durch so merkwürdige Umstände in meinen Besitz gelangt ist, erfüllt seinen Zweck in dem großen Räderwerk, in dem wir alle nur kleine Rädchen sind. Die ganze Zeit über konnte man damit diese Welt verlassen und in eine andere, schreckliche Dimension vorstoßen. Mit dem Auftauchen von Marlos und dem Freiwerden der Geister der Vergangenheit, ist eine neue Beziehung zwischen hier, meiner Behausung und jener Welt entstanden, von der aus einiges in Bewegung geraten soll. Der Spiegel überbrückt Zeit und Raum.«

Sie hörten beide, wie draußen ein Motor angelassen wurde und wie der alte Opel, in dem Carminia Brado hierhergekommen war, davon ratterte.

»Er ist auf der Flucht, der Mann, der wie Dickson aussah und doch nicht Dickson war«, murmelte Hellmark. »Aber er ist auf der Flucht vor sich selbst und Molochos, und deshalb wird das Schicksal ihn ereilen. Niemand läßt sich ungestraft mit einem Dämonenfürst ein.«

Er sah die Brasilianerin an, und sie ließ ihn wissen, daß er auf ihre Botschaft gar nicht reagiert habe. Björn erinnerte sich nicht mehr daran. Erst jetzt fühlte er wieder wie ein Mensch, der eine große Belastung hinter sich hatte. Das geheimnisvolle Fieber wich langsam von ihm.

»Ich werde noch einmal zurück müssen«, sagte er. »Ich muß noch etwas erledigen. Aber dann werde ich gleich losfliegen. In zwei Tagen bin ich in Genf zurück. Meine Maschine steht in Honolulu.« Er sagte es, während er rückwärts durch den Spiegel ging.

Die Totenpyramide lag wieder zu seinen Füßen.

Er kam um den Thron mit seinem Namen herum, bückte sich nach Schwert und Buch und hob beides auf. Er legte die Insignien auf den Thron. Dann stieg er die Treppen hinab, bückte sich nochmals und

steckte das Messer ein, mit dem ihn der Tod ereilen sollte.

Björn ging hinunter zu Andrew Langdon, der langsam zurückwich.

»Wo bin ich hier? Wer sind Sie?« Furcht flackerte in seinen Augen.

Hellmark lächelte: »Sie brauchen keine Angst zu haben. Ich bringe Sie zu Ihrem Boot. Folgen Sie mir.«

Die beiden Männer verließen die Halle mit der Totenpyramide.

Andrew Langdon blieb immer zwei Schritte hinter seinem geheimnisvollen Führer, in dessen Nähe er sich erstaunlich sicher und geborgen fühlte.

Angenehmes, durch die Morgensonne gefärbtes Tageslicht schlug ihnen entgegen.

Die Geister der Vergangenheit waren gewichen.

In der Bucht schaukelte das gesicherte Wasserflugzeug, nur eine Steinwurfweite entfernt der Trimaran.

Langdon konnte es nicht fassen. »Aber das kann nicht sein«, entfuhr es ihm, und er wischte sich über die Augen. Aber die Szene blieb. Er wußte nichts von den konstruktiven Geisteskräften, die nun auf einer anderen Daseinebene existierten.

»Aber Julia, wo ist sie?« Als er den Ausgang der Höhle erreicht hatte und über den mit duftenden Blumen übersäten Weg ging, blickte er sich suchend um.

»Wir werden sie finden! Und es wird ihr kein Haar gekrümmt sein.«

Sie mußten nicht lange suchen. Hinter der Felsenlandschaft, die typisch für diese eine Bucht war, breitete sich ein riesiger blühender Garten aus. Bäume, Büsche, Palmen.

Julia Barry lag unter einer Palme. Sie war weniger als zwei Kilometer weit gerannt. Müde vor Erschöpfung mußte sie hier eingeschlafen sein.

»Julia, Darling«, er ging neben ihr in die Hocke.

»Wecken Sie sie nicht. Warten Sie damit, bis Sie auf dem Trimaran sind. Dann war alles nur ein Traum, nur ein Traum…«

*

Andrew Langdon hielt sich an Björn Hellmarks Worte.

Er trug Julia zum Trimaran, und die Schlafende wurde nicht wach.

Bei ruhiger See setzte Langdon die Segel. Er entfernte sich bei einer leichten Brise aus der Bucht. Das neue Eiland fiel zurück. Mit jeder Seemeile, die er hinter sich brachte, wurde die Erinnerung an das, was er gesehen und erlebt hatte, schwächer.

*

Björn kehrte noch einmal in die Geisterhöhle zurück. Es gab keine Botschaft mehr für ihn. Alles war stumm. Alles war gesagt worden.

Aber die Arbeit würde nun erst beginnen.

Es hieß, die neue Welt kennenzulernen, ihr Auftauchen zu melden, die Fahne zu setzen, denn nach dem Internationalen Seerecht gehörte dem eine neue Insel, der sie zuerst betrat und seine Fahne setzte.

Aber er wurde eines Besseren belehrt.

Als er das Wasserflugzeug in die Höhe zog und an der Küste entlangflog, um sich einen ersten Eindruck vom Umfang Marios' zu machen, wurde seine Augen plötzlich zu schmalen Schlitzen.

Er konnte die Insel nicht überblicken. Sie mußte riesig sein! Das war mehr als ein Eiland, das war ein Kontinent. Berge, riesige Palmenwälder, subtropische Vegetation. Weite Täler, Flüsse und Bäche, die zum offenen Meer hinflossen.

»Tolle Erbschaft, was?« sagte da die fröhliche, gutgelaunte Stimme in ihm.

Al Nafuur, sein Geistführer, meldete sich aus seinem geheimnisvollen Zwischenreich.

»Mir wird angst und bange. Bis ich eine eigene Fahne hier habe, werden andere gekommen sein, die Marlos ihr eigen nennen.«

Ein Seufzen erklang in ihm. »Aber niemand wird davon erfahren, denn niemand wird sie sehen.«

»Dann muß einer riesige Tomaten auf den Augen haben. Wenn der nächste Luxuskreuzer hier vorbeizieht, werden ein paar hundert Touristen jauchzen vor Entzücken ob des weißsandigen Palmenstrandes vor der felsigen Küste.«

»Sie werden Dunst und Nebel sehen, die über den Wassern schweben«, sagte die telepathische Stimme in ihm. »Sie werden nicht mehr sehen als das Paar, das Marlos eben wieder verlassen hat. Sie sehen nur noch das Meer. Sie schwimmen auf dem Wasser und halten alles für einen Traum. Es gibt das Diesseits und das Jenseits, das Reich dazwischen, die Welt der Dimensionen und eine sichtbare und eine unsichtbare Wirklichkeit. Mit all diesen Welten wirst du zu tun haben, Björn. Marlos gehört der unsichtbaren Wirklichkeit an. Niemand wird die Insel sehen können, der sie nicht sehen will. Nur der, der davon weiß. Das bist du, und jene, denen du den Weg zeigst. Dir wurde viel geschenkt – und dir ging doch gleich viel verloren. Molochos tobt. Haarscharf hat er seinen Sieg verschenkt. Das Geheimnis ging verloren – aber nicht für alle Zeiten. Ich bin auch noch da.«

»Das ist tröstlich.«

»Wenn es meine schwachen Kräfte zulassen, werde ich bei Gelegenheit hin und wieder einmal einen Blick dahin riskieren, wo sie jetzt sind, die Geister von Marlos, die dir entwischt sind. Vielleicht raunt mir der eine oder andere in einer schwachen Stunde etwas zu.

Man kann nie wissen, Björn…«

*

Hellmark zog das Flugzeug herum.

Tief jagte er über dem Wasserspiegel. Der Trimaran lag unter ihm. Er konnte das Paar sehen. Andrew Langdon und Julia Barry, die eben erwacht war und offensichtlich noch nicht ganz mit der neuen Wirklichkeit zurechtkam.

Langdon winkte dem Piloten zu, der in seiner Kanzel deutlich zu sehen war, und von dem er nicht wußte, daß es der Mann war, der ihn aus der Höhle begleitet hatte.

Julia drückte schnell den BH ihres Bikinis an sich. »Unverschämtheit!« rief sie. »Ich sage dir, der Bursche zieht nur deshalb so tief seine Kreise, weil er gemerkt hat, daß ich oben ohne bin. Wieso bin ich eigentlich oben ohne?« wunderte sie sich.

»Du hast ein Sonnenbad genommen, meine Liebe. Ganz ohne allerdings hast du's nicht riskiert!« Langdon lachte.

Irgendwie gedankenverloren blickte Julia an sich herab, auf ihren BH, den sie dann doch wieder herabnahm, als das Flugzeug nicht mehr zurückkehrte. Sie konnte nicht wissen, was ein konstruktiver Geist, der zu Kraft wurde, alles vermochte. Er konnte mehr als nur einen von Dämonen zerschundenen Trimaran wieder flicken.

*

Björn Hellmark behielt recht, als er sagte, daß der Dämonenherrscher Molochos seine Wut und Enttäuschung an denen auslassen würde, die versagt hatten.

Nicht nur Cyril, der Dämonendiener, bekam das zu spüren. Er wurde in die niederste Rangordnung der Geister zurückgestoßen.

Auch Morton Clinchs Schicksal erfüllte sich.

Dickson-Clinch begegnete dem Clinch, der eigentlich – nach der Zusage von Molochos und seines Dieners – längst unter der Erde hätte sein müssen, weil er in seiner ursprünglichen Wohnung einen Herzschlag erlitten hatte.

Der Mann, der aussah wie Morton Clinch sprach ihn an. Und er verlangte seine Seele zurück.

Das war zuviel für Dickson-Clinch. Er, der aussah wie Reginald Dickson, verlor den Verstand. Er lief zur Polizei, sagte, daß er gar nicht der Dickson sei, den er darstellte. Er sei in Wirklichkeit jener Morton Clinch.

Die Polizei glaubte ihm nicht.

»Aber ich bin Clinch. Der andere kann nicht Clinch sein.« Seine

Erinnerung an das Dasein, an die Erfahrungen und die Geschäfte Reginald Dicksons schwanden immer mehr. Er dachte, fühlte und handelte wie Morton Clinch. Aber er sah weiterhin wie Reginald Dickson aus.

Ein Psychiater sorgte für seine Einweisung in eine geschlossene Anstalt. Dort tobt Clinch, der aussieht wie Dickson, er verflucht Molochos und dessen Dämonenwelt. Er trägt nun öfter eine Zwangsjacke, denn man muß ihn vor sich selbst schützen.

Man soll sich nicht einlassen mit denen, die aus einem finsteren Reich auf diese Welt kommen. Sie führen nichts Gutes im Sinn…

ENDE